

GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**



Das Grab in der Hölle

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Das Grab in der Hölle

John Sinclair Taschenbuch Nr. 3

von Jason Dark

erschienen am 16.06.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Das Grab in der Hölle

Der Tip kam von Myxin, dem Magier. »Wenn du Destero, den Dämonenhenker, finden willst, mußt du das Grab in der Hölle suchen.«

»Mehr nicht?« fragte ich sarkastisch.

»Nein.«

Ich machte mich auf den Weg. Es wurde eine Odyssee des Schreckens, denn vor dem Grab lagen die Kammern der 1000 Qualen. Und jede einzelne mußte ich durchqueren. Mit jeder Kammer steigerte sich der Schrecken. Ich erlebte einen Alptraum nach dem anderen - doch ich schaffte es. Schließlich stand ich vor dem Grab. Und da erwartete mich die schlimmste Überraschung meines Lebens...

Er bot ein Bild des Schreckens!

Eine dunkelrote Kapuze verdeckte seinen Kopf. Zwei Schlitze waren in den Stoff geschnitten. Genau dort, wo die Augen sitzen. Sein Oberkörper, muskulös und sehnig, war nackt. Die Haut schimmerte braun, als wäre sie ununterbrochen Sonnenstrahlen ausgesetzt. Doch in der Welt, aus der er kam, gab es keine Sonne, dort herrschte das absolute Grauen, das Chaos.

Seine Füße steckten in Schaftstiefeln, die bis zu den Schienbeinen reichten. Eine enge Hose schmiegte sich um seine Beine, die von einem breiten Gürtel gehalten wurde, an dem sich auch die lange Scheide befand.

Hier verwahrte er das Wichtigste überhaupt, sein Wahrzeichen, seine Waffe. Das Schwert.

Denn die Gestalt mit der Kapuze war eine Symbolfigur im Reich des Schreckens - sie war Destero, der Dämonenhenker!

Er stand auf der breiten Kuppe eines Berges. Ein heißer Wind wehte gegen ihn und spielte mit dem Stoff der Kapuze. Über ihm spannte sich ein gewaltiger, rotviolett glosender Himmel, wie es ihn auf der Erde nicht gab.

Er schaute hinunter ins Tal und sah dort die gespenstischen Nebel wallen, als würden gewaltige Hände den Dunst aufwühlen und durcheinander quirlen.

Manchmal, wenn die Sicht etwas freier war, dann fiel sein Blick auf die riesigen Steine, die wie die abgebrochenen Zahnstummel eines Riesen wirken. Auch die Steine hatten die Farbe des Himmels angenommen.

Ihre ehemalige schwarze Farbe hatte sich verändert, sie glühten ebenfalls in einem dunklen Rot, durch das die violette Farbe schimmerte.

Er fühlte sich als Herrscher, als Sieger. Bisher hatte es keiner geschafft, ihn in die Knie zu zwingen. Kein Dämon und kein Mensch.

Er hatte sie besiegt - und getötet.

Bis auf einen. John Sinclair!

Dieser Mann, dieser Mensch war zu seinem Todfeind geworden. Ihn hasste er, denn er hatte ihm bisher widerstanden. Schon mehrere Male waren Destero und Sinclair aufeinander getroffen. Der Kampf endete immer unentschieden.

Das wärmte Destero. Er wollte Sinclair, er musste ihn haben, um sein Selbstwertgefühl zu stärken, aber da gab es ein Hindernis. Asmodina, die Tochter des Teufels.

Sie hielt ihn immer zurück. Sie wollte nicht, dass er blind in die Falle tappte, sondern nach einem raffinierten Plan vorgehen, der Sinclair zu Fall brachte.

Asmodina wollte ihn ausklügeln. Sie hatte sich lange zurückgezogen und darüber nachgedacht. Nun war es soweit. Der Plan stand. Und Destero wollte ihn hören.

Langsam stieg er den Berg hinab. Seine Schritte waren gleichmäßig, ein wuchtiger Dämon, über groß und brandgefährlich. Er war sich seines Wertes bewusst, er hatte keine Angst, denn nicht nur Asmodina stand hinter ihm, sondern auch Maddox, der unheimliche Richter, der die Urteile sprach, die Destero anschließend vollstreckte. Sein Schwert tötete die Versager unter den Dämonen, damit deren Seelen in die ewige Verdammnis eingehen konnten.

So schrieben es die Schwarzen Gesetze vor, so war es bestimmt. Und darauf basierte Desteros Sicherheit.

Staub wallte auf, als er den Berg hinabschritt. Braunes Geröll rollte unter seinen Füßen weg, verschwand im Nebel und blieb irgendwo unten liegen.

Auch Destero tauchte schon bald in den Nebel ein. Nun war er nur als Schatten zu erkennen, doch zielsicher fand er seinen Weg. Er kannte sich in diesem Höllental aus, das wirklich der Vorhof zur

Hölle war, und wo die Kammern der Tausend Qualen lagen. Wer das Tal durchschreiten wollte, musste erst durch diese Kammern. Das hatte noch niemand überlebt. Erst recht kein Mensch. Manchmal machten sie sich einen Spaß daraus und holten Menschen von der Erde, um sie durch die schrecklichen Kammern zu jagen.

Es waren derer drei. Zwei hatte noch niemand geschafft. In der zweiten waren die meisten gescheitert und jämmerlich ums Leben gekommen.

Neben den hohen Steinen wirkte selbst eine Gestalt wie Destero klein.

Ihr Alter war kaum zu zählen. Seit Tausenden von Jahren standen sie bereits in diesem Reich, als stumme, drohende Wächter vor den schrecklichen Kammern.

Destero bog scharf nach links ab, gelangte auf ein kleines Plateau und erreichte eine Höhle, deren Eingang verschlossen war. Dahinter lag das große Geheimnis verwahrt, das Rätsel, das John Sinclair die endgültige Vernichtung bringen sollte. Destero fiel es schwer, die Höhle nicht zu betreten, aber er hielt sich zurück und damit an Asmodinas Anweisungen.

»Du möchtest wohl gern, nicht?« erklang hinter ihm eine Frauenstimme.

Destero drehte sich um. Asmodina stand vor ihm. Feuerrot leuchtete ihr Haar. Sie war eine schöne Frau mit einem ebenmäßigen Gesicht und schräg stehenden Augen, die jedoch die Kälte des Weltalls ausstrahlten.

Ihr Mund zeigte zwei grausame Linien um die Winkel, und aus der glatten Stirn wuchs links und rechts ein Horn.

Das Zeichen des Teufels!

Asmodina trug ein nachtschwarzes dünnes Gewand und hatte sich um den Hals eine Kette aus Gebeinen gehängt, die bei jeder etwas heftigeren Bewegung gegeneinander klickten.

»Es würde mich reizen, dort hineinzugehen«, gab der Dämonenhenker zu und nickte.

»Später«, sagte die Teufelstochter. Sie gehörte zu den wenigen, die Desteros Gesicht kannten. Sie wusste, welch ein grauenhafter Schädel sich unter der Kapuze verbarg. Eine Ausgeburt des Schreckens, aber sie sagte nichts.

»Wird er kommen?« fragte Destero.

»Ich habe alles in die Wege geleitet«, erklärte die Teufelstochter.

»Wie hast du es gemacht?«

Da lachte die Frau, kalt auf. »Ich werde dir nichts sagen, Destero. Gar nichts. Aber ich verspreche dir, dass du es sein wirst, der John Sinclair töten darf.«

»Erst muss er kommen.«

»Er kommt schon.«

»Was macht dich so sicher?«

»Mein Plan.«

Destero hob die Schultern. So ganz war er noch nicht überzeugt.

Verständlich, denn er hatte es bisher nicht geschafft, John Sinclair zu töten.

»Du glaubst mir nicht«, stellte Asmodina fest.

»Nein.«

»Dann sieh her.« Sie hob die rechte Hand und schnippte mit ihren langen Fingern. Ein Zeichen für ihre Dienerinnen.

Es waren die Todesengel. Fabelwesen, Frauen mit Flügeln, die Asmodina zur Seite standen und schützten. Sie gingen für sie in den Tod, und es machte ihnen nichts aus, ihr eigenes, untotes Dasein in die Waagschale zu werfen.

Zwei Todesengel flogen heran. Sie sahen aus wie immer. Trugen schwarze Oberteile und lange, schwarze Hosen. Zwischen Oberteil und Hose befand sich ein freier Streifen Haut. Die ebenfalls rothaarigen Todesengel stellten die Kiste ab und flogen wieder

davon.

Destero starnte darauf. »Was ist das?« klang es dumpf unter seiner Kapuze hervor.

»Öffne sie.«

Der Dämonenhenker trat vor, bückte sich und hob den Deckel der Kiste an. Mit einem Schrei auf den Lippen prallte er zurück. Seine Hand klatschte auf den Schwertgriff, denn der Inhalt der Kiste hatte ihn überrascht und geschockt zugleich.

Darin lag ein Mensch. Ein männliches Wesen. John Sinclair!

»Du!« keuchte Destero. »Du - du hast ihn schon!«

»Ja, ich habe ihn!«

»Und jetzt?« Der Dämonenhenker stand halb geduckt da, die Hand lag noch immer auf dem Schwertgriff.

»Hol ihn aus der Kiste.«

»Du erlaubst es mir?« Er steckte noch immer voller Zweifel.

»Warum nicht?«

»Aber die Kammern. Er sollte doch...«

»Hol ihn und nimm ihn dir!«

Da zögerte Destero nicht mehr. Er griff in die Kiste und hob den Mann wie eine Puppe hoch. Dabei lachte er wild, als er sah, dass er sich nicht rührte.

Asmodina aber deutete auf einen flachen Stein, der kniehoch aus dem braunen Untergrund ragte. »Dort kannst du ihn hinrichten«, erklärte sie.

Das ließ Destero sich nicht zweimal sagen. Er schaffte Sinclair an den Ort und legte ihn so hin, dass sein Kopf über den Stein hinweg ragte.

Sinclair lag auf dem Rücken, Destero konnte auf ihn schauen, riss sein Schwert aus der Scheide und holte weit aus.

»Darauf habe ich lange gewartet!« rief er und ließ das Schwert nach unten sausen.

Die Klinge pfiff durch die Luft - und sie trennte mit einem sauberen Schnitt den Kopf vom Rumpf des Mannes. Triumphierend brüllte Destero auf. Dann jedoch erstickte der Freudenruf in einem Ächzen.

Der Kopf tickte auf die Erde und rollte Asmodina genau vor die Füße, aber kein Tropfen Blut war aus der Wunde gequollen. Destero hatte keinen Menschen geköpft, sondern eine Puppe. Deshalb die Enttäuschung.

Asmodina hatte sich einen grausamen Spaß mit Destero erlaubt und lachte laut. »Ich wollte sehen, ob du gut reagierst. Du hast deine Probe bestanden. Beim nächsten Mal ist Sinclair echt!«

Er wurde als Kampf der Giganten angekündigt. Als die Schau des Jahres. Die Gegner Nick Spiro auf der einen und die Walze aus Wales auf der anderen Seite.

Niemand wusste den Namen der Walze, vielleicht noch nicht mal er selbst. Er wurde auf jeden Fall als Walze von Wales bezeichnet und hatte unter diesem Kampfnamen noch keine einzige Niederlage durch Knock-out hinnehmen müssen. Und jetzt traf die Walze auf Nick Spiro.

Spiro - dieser Name ließ das Herz eines jeden Boxfreundes höher schlagen. Spiro kam aus den Slums des Hafenviertels. Seine Mutter war eine Farbige, ihre Wiege hatte in Jamaika gestanden. Den Vater hatte Spiro kaum gekannt. Als er drei Jahre alt war, hatte ein Unglücksfall seinen Vater dahingerafft. Er war mit seinen vier Geschwistern bei der Mutter aufgewachsen und hatte es gelernt, sich durchzusetzen. Denn wer sich nicht durchsetzte, den fraßen bald die Geier, wie es so schön hieß.

Nick lernte, seine Fäuste zu gebrauchen. Irgendwie war er ein Naturtalent. Er verhaute Kinder, die älter waren, und als er dann in das jugendliche Alter kam, war er der King der Straße. Niemand traute sich in seine Nähe, er war der Chef. Im Bewusstsein seiner

Größe überschätzte er sich auch und legte sich mit dem Gesetz an.

Man stellte ihn als Einbrecher. Da musste Spiro zum ersten mal eine Niederlage hinnehmen, denn der Beamte machte nicht viel Federlesens.

Er hieb ihm den Gummiknüppel in den Nacken. Spiro ging zu Boden. Er kniete vor dem Polizisten, und diese Szene hatte er nie vergessen. Er schaute an dem Mann hoch und sah in dessen grinsendes Gesicht. Da hatte er sich geschworen, sich nie mehr schnappen zu lassen. Nun, die Sache lief glimpflich ab. Man kannte seine Mutter, die putzte nämlich im Polizeirevier, und der Dienststellenleiter redete Nick Spiro ins Gewissen, während die Mutter daneben saß und heulte.

Dann sagte der Mann die bedeutungsvollen Worte: »Wieso bist du eigentlich noch hier? Ich habe dich doch mal kämpfen gesehen. Du bist ein Riesentalent, mein Junge. Ich habe früher auch mal geboxt. Wenn du willst, kannst du bei uns trainieren.«

»Bei euch Bullen?«

»Aber klar.«

Nick schaute seine Mutter an, und die nickte. Klar, die wäre stolz gewesen. Sie hatte sich schließlich für ihn krummgelegt. Nick freute es auch, den Vorschlag zu hören, aber er ging nicht so recht darauf ein.

»Ich kann es mir ja mal durch den Kopf gehen lassen«, sagte er.

»Aber nicht zu lange.«

Nick machte mit. Und nicht nur das. Plötzlich gefiel ihm das Leben. Er sah die Kameradschaft bei der Polizei, es gab keine Standesunterschiede, und der farbige Nick Spiro wurde als Kollege akzeptiert.

Plötzlich stand sein Entschluss fest. »Ich gehe zur Polizei, Mum«, sagte er seiner Mutter.

Die Frau weinte plötzlich. Ein alter Traum war in Erfüllung

gegangen. Und das im wahrsten Sinne des Wortes. Elena Spiro besaß das Zweite Gesicht.

Die Frau hatte oft Erscheinungen, sah in die Zukunft und hat auch ihren Sohn gesehen. In einer Polizeiuniform. Jetzt war es tatsächlich eingetreten. Elena Spiro berichtete ihrem Sohn, was sie gesehen hatte. So ganz hatte Nick ja nie glauben wollen, dass seine Mutter diese Begabung besaß, doch mittlerweile war er davon überzeugt.

Auch für ihn sollte es noch einige Überraschungen geben. Seine Karriere als Boxer verlief steil nach oben. Nebenbei büffelte er für die Prüfungen, und er wurde wirklich ein guter Polizist. Man war stolz auf ihn. Besonders die Polizisten unterstützten Nick. Wenn er kämpfte, war es Ehrensache, dass seine dienstfreien Kollegen am Ring saßen.

Spiro boxte sich langsam hoch und blieb dabei Amateur. Dann geschah ein Ereignis, das sein Innenleben grundlegend veränderte. Spiro kämpfte gegen einen Mann aus Mexiko, der Stahlfäuste hatte. Dabei fing sich Nick ein volles Pfund und ging k.o.!

Er wurde ausgezählt, kam immer noch nicht zu sich und war erst nach einer halben Stunde wieder voll da.

Aber diese Zeitspanne hatte es in sich gehabt. Nick Spiro war nicht nur bewusstlos gewesen, er hatte auch einen schrecklichen Traum oder ein schlimmes Erlebnis gehabt. Er hatte sich selbst auf der Trage liegen sehen, und sein Geist hatte sich vom Körper gelöst. Er war gewandert und dabei auf eine Welt getroffen, die so völlig anders war als die Erde.

Sein Geist schwebte über einer urwelthaften, trostlosen Landschaft. Riesige Gebirge, schreckliche Monstren, turmhohe Steine, gefährliche Sümpfe, Schrecken und Chaos.

Zum ersten mal wurde Spiro mit der Welt der Dämonen konfrontiert. Er erlebte das Grauen, all die Schrecken, und es schauderte ihn, besonders als er auf eine Gestalt traf, die ein

Schwert in der Hand hielt und ihn köpfen wollte. Spiro konnte sich nicht wehren. Die Klinge sauste herab, und er verlor seinen Kopf. Genau in dem Augenblick, als er erwachte.

In den ersten Minuten redete er von der Welt, aber niemand hörte ihm richtig zu. Man schob es darauf zurück, dass er eben zu lange bewusstlos gewesen war.

Nick sprach mit seiner Mutter darüber. Die hatte Verständnis und sagte: »Du hast es also auch geerbt, mein Junge. Du gehörst zu den wenigen, die einen Blick in die Hölle oder in den Vorhof der Hölle geworfen haben. Deshalb bist du dazu ausersehen, die Hölle zu bekämpfen.«

Elena Spiro hatte so ernst gesprochen, dass der junge Boxer lachen musste, aber er dachte über die Worte seiner Mutter sehr genau nach.

Und der Traum wiederholte sich.

Wieder befand sich Spiro in der schrecklichen Welt, und wieder stand dieser Henker vor ihm. Jedes Mal war Nick völlig hilflos, er konnte sich nicht gegen den Maskierten wehren. Er behielt seine Träume allerdings für sich, sprach auch nicht mehr mit seiner Mutter darüber und antwortete ausweichend auf ihre bohrenden Fragen.

Dann kam der Tag, an dem sich viel ändern sollte. Spiro hatte sich wirklich zu einem guten Polizisten entwickelt, und es blieb nicht aus, dass sich seine Leistungen herumsprachen. Scotland Yard wurde aufmerksam. Man wollte ihn in der Kriminalabteilung haben, vor allen Dingen deshalb, weil Spiro mit den Farbigen gut auskam. Er kannte ihre Mentalität, ihre Sorgen, ihre Probleme.

Natürlich sagte Nick ja, auch wenn es ihm leid tat, seine alten Kollegen im Stich lassen zu müssen, aber zu seinen Kämpfen kamen sie noch alle.

Es blieb nicht aus, dass Nick Spiro über den Aufbau und die Organisation des Yard informiert wurde.

Und er hörte auch von einer Abteilung, die sich mit Fällen

beschäftigt, wo normale Mittel versagten.

Übersinnliche, okkulte Dinge, Fälle, die es an sich nicht geben durfte, und die es trotzdem gab.

Ein Name fiel. John Sinclair.

Er war Oberinspektor bei Scotland Yard und eigentlich der Mann, der dafür die Verantwortung trug, nach seinem Chef, Superintendent Sir Powell.

Nick zögerte aus verständlichen Gründen, sich mit John Sinclair zusammenzusetzen, er wollte sich nicht lächerlich machen. Den Anstoß schließlich gab ein wilder Traum, der in seiner Grausamkeit einmalig war. Der Henker erschien aber nicht bei ihm, sondern bei seiner Mutter.

Und er köpfte Elena Spiro.

Jetzt hielt Nick nichts mehr. Er setzte sich mit dem Oberinspektor in Verbindung. Leider erreichte er den Mann nicht sofort, weil er unterwegs war, aber man verabredete einen Termin.

Spiro und Sinclair wollten sich an dem Freitagabend nach dem Kampf gegen die Walze aus Wales zusammensetzen, um über das Problem zu reden. Nick hatte für diesen Tag sämtliche anderen Termine abgesagt.

Deshalb ging er auch leicht nervös in den Kampf. Das merkte sein Trainer und Manager, als er Nick die Bandagen um die Hände wickelte.

»Hast du Angst?«

Nick schaute den wesentlich kleineren Mann überrascht an. »Wie kommst du denn darauf?«

»Du machst mir einen nervösen Eindruck.«

»Unsinn, Herb. Das scheint nur so.«

Herb schüttelte den Kopf. Das Licht in der Kabine ließ seine Glatze wie eine polierte Platte wirken.

»Ich sehe es dir doch an, mein Junge. Du brauchst aber nichts zu

sagen. Jeder hat mal eine schwache Minute. Nur gegen die Walze aus Wales darfst du sie nicht haben. Du musst dich konzentrieren, Nick. Das ist einer deiner wichtigsten Kämpfe. Hast du mich verstanden?«

»Klar.«

»Nichts ist klar.« Herb trat zurück und deutete auf die Liege. »Wir haben noch eine Viertelstunde Zeit. Leg dich so lange hin.«

Nick schüttelte den Kopf. »Ich will nicht.« Er hüpfte stattdessen herum und zeigte Schattenboxen. Blitzschnell kamen seine Schläge, auch die Beinarbeit war gut, wenn nicht sogar perfekt. Die hatte sich Nick bei seinem großen Vorbild Ali abgesehen. Spiro war ein schneller und wendiger Kämpfer. Dabei hatte er eine brettharte Linke, die so manchen Gegner erschüttert hatte.

Sorgenschwer setzte sich Herb auf den Stuhl. Er kannte seinen Schützling lange genug. Mit Nick stimmte etwas nicht. »Hängt es vielleicht mit dem Treffen zusammen?« fragte er.

Nick ließ die Fäuste sinken. »Welches Treffen meinst du?«

»Nach dem Kampf triffst du doch diesen Sinclair.«

»Ach so. Nein, damit hängt es nicht... ach, hör doch auf. Du willst mir da was einreden.«

»Du hast es ja zugegeben, Nick.«

»Nichts habe ich zugegeben. Gar nichts.« Die Stimme des Boxers klang wütend.

Herb schaute den jetzt fünfundzwanzigjährigen Mann ernst an. Er sah einen Modellathleten vor sich, dessen Haut eine Farbe besaß, die an sahnigen Milchkaffee erinnerte. Nick war breit in den Schultern und hatte schmale Hüften. Auf seinem Kopf wuchs dichtes schwarzes Kraushaar. Er hatte dunkle Augen, eine kräftige Nase und ein energisches Kinn. An seinem Körper befand sich kein Gramm Fett zuviel, und die Mädchen, die weiblichen Fans, liefen ihm scharenweise nach. Nick machte sich jedoch nichts daraus, er fühlte sich einfach noch zu jung zum Heiraten.

Die Männer schwiegen. Auch der Trainer sagte nichts. Es gab eben Probleme, die musste jeder mit sich selbst ausmachen.

Dann wurde geklopft. Reporter waren es nicht. Nick hatte darum gebeten, keinen in die Kabine zu lassen.

Auf das »Come in« betrat der Ringrichter die Kabine und nahm die Handschuhkontrolle vor. Er nickte zufrieden, dann zog Nick Spiro die schweren Dinger an. Sie waren ebenso rot wie seine Hose, die einen weißen Gürtel besaß.

»Sie wissen ja Bescheid, Nick«, sagte der Ringrichter.

Spiro nickte. Er kannte den Mann in der schwarzen Hose, dem weißen Hemd und der Fliege. Lou Corner war früher selbst ein guter Boxer gewesen. Er hatte immer sehr fair gekämpft und griff auch als Ringrichter scharf durch. Nie ließ der sich auf irgendwelche unfaire Attacken ein.

»Ich muss noch zu Ihrem Gegner, Nick. Viel Glück für Sie.«

»Danke, Lou.«

Als der Ringrichter die Tür hinter sich geschlossen hatte, schlug Herb seinen Schützling auf die Schulter.

»Dann lass dich mal nicht bange machen, altes Haus. Nimm die Walze, wie sie kommt. Du bist besser, du bist schneller, mein Junge. Immer daran denken. Die Walze aus Wales kämpft nur mit Kraft, aber du hast die Technik.«

»Klar.« Spiro hielt den Kopf gesenkt und presste die Lippen zusammen.

Herb ging zur Tür und öffnete sie. Sofort brandete der Lärm in den Raum. Im Gang hatten sich zahlreiche Fotografen und Reporter versammelt. Es herrschte die übliche Hektik. Jeder wollte einen Blick auf die Kämpfer werfen, noch ein paar Worte vor dem Kampf mitbekommen, einige Aufnahmen schießen.

Nick Spiro verließ die Kabine. Sofort wurde er angesprochen und war im Nu von den Pressehyänen umringt. Man zog und zerrte an

seinem Bademantel, die Fragen schwirrten Nick nur so entgegen.

»Wann schlägst du ihn zu Boden? In der ersten oder in der letzten Runde erst?«

»Mach es gnädig, Nick.«

»Gib der Walze Zunder.«

Spiro hörte die Worte, aber er nahm sie nicht bewusst auf. Mit gesenktem Kopf schritt er durch den Gang und betrat die Arena, wo ihn tosender Beifall und grelle Pfiffe empfingen.

Nick Spiro jedoch, der sich vor keinem Kampf gefürchtet hatte, wäre am liebsten in ein Mauseloch gekrochen und hätte sich sofort versteckt.

Wir hatten einen Platz dicht am Ring. Da Nick Spiro mich hatte sprechen wollen, war es mir möglich gewesen, ihm noch zwei weitere Karten zu entlocken.

Links neben mir saß Suko, rechts von mir Bill Conolly. Beide Männer waren Fans von Spiro und hatten sich riesig gefreut, als ich ihnen die Karte vor die Nase hielt.

»Das wird ein Kampf!« Bill jubelte jetzt schon und rieb sich die Hände. Danach boxte er gegen einen unsichtbaren Gegner, stieß seine Arme vor und nahm sie wieder zurück.

»Willst du ins Fernsehen kommen?« fragte ich. Der Kampf wurde von einem kommerziellen Sender übertragen.

»Wieso?«

»Weil du hier die große Schau abziehest.«

Bill schaute mich an. »Hast wohl lange nicht mehr mit einem Krankenpfleger geflirtet, wie? Was ist, Dicker? Willst du in den Ring? Wir können den Fans ja hier einen Schaukampf liefern.«

Ich schüttelte den Kopf. »Der Ring ist zu klein.«

»Wieso?«

»Du brauchst doch hundert Zombies, um mich auf die Bretter zu

schicken.«

»Strunz, geh in die Hütte«, rief Bill.

Ich musste lachen, und auch Suko grinste. Ansonsten verhielt sich der Chinese still. Aber auch er freute sich auf den Kampf, denn Suko war für diese Sportart immer zu haben.

Während wir auf den ersten Gongschlag warteten, hatten sich die drei Frauen zu einem Essen verabredet. In Mayfair hatte ein neues Lokal eröffnet, das schweizerische Spezialitäten anbot. Jane Collins, Sheila und Shao wollten sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen und nahmen einige Dickmacher zu sich.

Ich war natürlich gespannt, was Spiro von mir wollte. Fremd war er mir nicht. Als einer der unsrigen war er selbstverständlich der Favorit, dem wir immer die Daumen drückten, wenn er im Ring stand. Persönlich hatte ich ihn bisher noch nicht kennen gelernt.

Um uns herum tobte die Menge. Es hatte einige Vorkämpfe gegeben, und die Zuschauer befanden sich in der richtigen Stimmung. Überhaupt war die Halle eingehievt. Rauchschwaden trieben durch die starken Scheinwerfer, die den Boxring anstrahlten. Vier große Fernsehkameras waren an strategisch günstigen Stellen verteilt, um dem Zuschauer einen optimalen Eindruck zu liefern. Das Stimmengewirr der Menschen erfüllte die Halle als stetiges Brausen.

Viel Prominenz war versammelt. Der Polizeichef hatte ebenso seinen Weg gefunden wie einige Kommunalpolitiker.

Ich sah aber auch die Größen der Unterwelt mit ihren schmuckbehängten Damen und Dämmchen aus der Halbwelt. Da hockte zum Beispiel Logan Costello, ein großer Mafiaboss im Kreise seiner Leibwächter. Indirekt war ich mit ihm einige Male aneinandergeraten, und er machte mich auch noch heute für den Tod seines Bruders verantwortlich, obwohl dieser sich selbst umgebracht hatte. Costello hatte mich zwar bemerkt, mich jedoch mit keinem Blick gewürdigt.

Auch Bill hatte den Mafioso erkannt. »Irgendwann kriegen wir ihn«, knirschte er. »Und dann kann er sich warm anziehen.«

Ich nickte.

Suko las im Programmheft nach. Neben ihm hockte eine Blondine, die nach einem schrecklichen Parfüm stank. Sie war mit einem Typ gekommen, dem man den Zuhälter schon meilenweit ansah. Schwarzer Schlapphut, grauer Anzug mit weißen Streifen, ein rotes Hemd. Dass sich diese Kerle immer so musterten. Ein paar Mal schon hatte der Typ scharf an seiner Perle vorbeigesehen und Suko aufs Korn genommen. Die Anwesenheit des Chinesen schien ihm nicht zu passen.

Dann wechselte er plötzlich den Platz, saß neben Suko und riss ihm das Programmheft aus der Hand. Erstaunt schaute der Chinese auf.

Der Zuhälter -, solariumbraun - grinste mit perlweißen Zähnen. »Ich habe ja im Prinzip nichts gegen Chinks, aber dass sie ausgerechnet in meiner Nähe sitzen müssen, wenn ich mich vergnügen will, gefällt mir gar nicht. Steh auf und such dir einen anderen Platz, Gelber.«

Suko hob kurz den Blick. »Ich habe eine Karte«, sagte er freundlich.

»Sie brauchen mich ja nicht anzusehen, sondern die beiden Boxer.«

»Aber ihr Chinks stinkt.«

Der Kerl hatte so laut gesprochen, dass Bill und ich aufmerksam wurden. Der Reporter wollte schon aufstehen, doch ich hielt ihn zurück. Der Zuhälter hatte gegen Suko keine Chance. Ich wollte auch eine Schlägerei vermeiden, zog meinen Ausweis und hielt ihn so, dass der Modegeck ihn lesen musste.

»Ein Bulle?«

»Ja. Und ich möchte, dass Sie ruhig sind.«

»Ich kann Chinks aber nicht ausstehen. Der soll abhauen.«

»Wenn Sie den Kampf sehen wollen, halten Sie sich geschlossen. Ansonsten werden Sie entfernt. Sie halten sich vielleicht für stark,

das mögen Sie bei Ihren Mädchen auch sein, aber gegen den Herrn hier haben Sie keine Chance. Nehmen Sie das als gutgemeinten Ratschlag.«

Da sprang der Typ auf. »Was bildest du dir überhaupt ein, Bulle?« schrie er und ballte die Fäuste.

In diesem Augenblick erhoben sich zwei Männer von den Stühlen. Sie gehörten zu Costellos Garde. Gefährliche, durchtrainierte Burschen mit kalten Killeraugen. Sie würdigten uns mit keinem Blick, sondern blieben vor dem Zuhälter stehen, schauten ihn an und sagten: »Setzt dich, du Ratte!« Der Typ fiel auf seinen Hintern.

Die Männer verschwanden wieder.

Bill meinte: »Costellos Einfluss darf man wirklich nicht unterschätzen.«

Ich gab ihm recht.

Der Zuhälter sagte nichts mehr, er tauschte mit seiner Biene nur abermals den Platz. Suko lächelte. Der Chinese hätte den Geck in der Luft zerrissen.

Dann kamen die Boxer.

Plötzlich war die Hölle los. Schreien, Beifall, Pfiffe. Ein ohrenbetäubendes Konzert brandete gegen das Dach der großen Sporthalle. Die Menschen waren reinewegs aus dem Häuschen und wurden noch lauter, als die beiden Gegner in den Ring stiegen.

Rechts von uns hatte Nick Spiro seine Ecke. Ich schaute mir den Modellathleten an. Er war groß und erinnerte mich ein wenig an Muhammed Ali. Sein Körper glänzte im Licht der Scheinwerfer, als er jetzt seinen Bademantel auszog und ihn einem Betreuer überreichte.

Dann wechselte mein Blick. In der anderen Ecke hatte sich die Walze aus Wales breitgemacht. Wirklich breitgemacht. Ein Koloss von Mann.

Stiernacken, ein kantiger Schädel, Rasierschnitt und Dampf in den

Armen. Aber der Mann wirkte schwerfälliger als Spiro, und die Kenner unter den Zuschauern wussten, dass Nick ihm an Technik und Schnelligkeit überlegen war. Beides musste er ausspielen, er musste die Walze lahm rennen, denn mit Schlägen allein kam er bei diesem Kerl nicht durch. Der konnte unheimlich viel einstecken.

Auf jeden Fall waren wir gespannt.

Der Ringrichter hob beide Hände und winkte die Boxer zu sich. Spiro tänzelte auf ihn zu, während die Walze langsamer ging. Der Mann mit der Fliege sprach ein paar Worte, die nur die Boxer verstanden. Spiro und die Walze begrüßten sich, in dem sie einmal ihre behandschuhten Fäuste gegeneinander klatschten.

Die Betreuer verschwanden aus dem Ring. Die vier Kameras zeigten grünes Licht. Der Ringrichter ließ die erhobenen Arme sinken. Das Startzeichen.

Beide Boxer lösten sich aus der Ecke und liefen aufeinander zu. Der Kampf begann. Und es sollte ein Kampf werden, den ich nie in meinem Leben vergessen würde...

Man sah es Elena Spiro nicht an, dass sie vier Kinder großgezogen hatte. Die Frau hatte immer darauf geachtet, dass sie sich der Gegend, in der sie lebte, nicht anpasste. In ihrer kleinen Zweizimmer-Wohnung konnte man vom Fußboden essen, und sie war stolz darauf, dass jedes ihrer Kinder eine Arbeit hatte.

Nick war bei der Polizei, die beiden älteren Brüder dienten in der Armee und das Mädchen, das ein Jahr vor Nick geboren war, zog mit einer Popgruppe durchs Land, die sogar schon im Fernsehen zu bewundern gewesen waren.

Nur Nick lebte noch bei seiner Mutter. Zu ihm hatte sie ein besonders gutes Verhältnis. Natürlich ließ sie sich keinen Kampf entgehen. Sie ging zwar nicht mit in die Halle, das war ihr zu aufregend, aber vor dem Fernseher schaute sie sich den Kampf schon

an. Und sie litt mit. Jeder Schlag, den ihr Sohn bekam, der schmerzte auch sie. Bisher war es ja glimpflich, nur ein k.o. in den letzten vier Jahren, aber der Junge wurde älter und war jetzt zur Kriminalabteilung versetzt worden, da sollte er doch lieber Schluss machen und sich voll und ganz auf seinen Beruf konzentrieren.

Elena Spiro war allein. Sie wollte keinen Besuch, wenn ihr Sohn kämpfte. Die anderen brauchten nicht zu sehen, wie sehr sie um ihren Nick zitterte.

Als sie den Apparat einschaltete, lief noch eine Werbesendung. Seifenreklame. Die Frau in dem Holzbottich versprach das höchste Glück, wenn man sich nur mit der und der Seife wusch.

»Mist«, murmelte Elena Spiro und watschelte zum Ofen, wo das Wasser für den Tee schon heiß war.

Die Frau hatte in der Tat einen Watschelgang. Schließlich brachte sie mehr als zwei Zentner auf die Waage, aber das störte sie nicht. Sie fühlte sich gut dabei, und die ewigen Abmagerungsappelle der Ärzte trafen bei ihr auf taube Ohren.

Als der Tee in der Tasse dampfte, hatte die Fernsehstation bereits umgeschaltet.

Soeben betraten die beiden Kämpfer den Ring. In der Halle war der Bär los. Die Menschen schrien, trampelten und pfiffen. Elena sah es, als die Kamera schwenkte. In den Augen der Besucher las sie oft jenen hungrigen Ausdruck. Die Leute wollten Sensationen sehen, sie wollten erleben, wie jemand zu Boden geschlagen wurde. Das hatte mit Sport nichts mehr zu tun.

Bevor der Kampf begann, tat Elena Spiro genau das, was bei anderen immer Staunen und Kopfschütteln auslöste. Sie zündete sich eine Zigarette an. Ihr Mann hatte früher Zigarren geraucht, und sie hatte das Hobby eben übernommen. Dicke Wolken paffend, schaute sie auf den Bildschirm, wo soeben die erste Runde eingeläutet wurde.

Jetzt beugte Elena sich vor.

Die beiden Boxer liefen aufeinander zu. Die Walze aus Wales zog sofort den Kopf zwischen die Schultern und schoss eine Rechte ab, die Nick jedoch auspendelte.

Ein bisschen hin und her, ein vorsichtiges Abtasten, nur leichte Schläge, so endete die erste Runde.

Zufrieden lehnt sich Mrs. Spiro zurück. Sie nahm einen Schluck Tee, als die zweite Runde eingeläutet wurde. Diesmal versuchte es die Walze.

Der Mann wuchtete seine Schläge in den Gegner hinein. Sogar das Klatschen wurde durch die Ringmikrophone übertragen.

Jedes Mal zuckte die Frau zusammen. Sie vergaß dabei die Worte, die ihr Nick einmal gesagt hatte.

»Schläge, die man hört, sind nicht so schlimm.«

Trotzdem hasste Mrs. Spiro das Geräusch.

Ihr Sohn wich oft aus, so dass die Walze aus Wales viele Luflöcher schlug. Aber Nick griff auch nicht an. Er ließ sich immer mehr in die Defensive drängen. Elena Spiro bekam ein ungutes Gefühl. Sie hatte Angst um ihren Sohn.

Ende der zweiten Runde. Mit leicht gesenktem Kopf schritt Nick in seine Ecke, wo Herb wild auf ihn einredete. Die Fans aus Wales hatten Oberwasser bekommen und feuerten ihren Lokalmatador kräftig an.

Elena schüttelte den Kopf. »Was ist nur los mit ihm?« murmelte sie. So kannte sie Nick nicht.

Die dritte Runde. Die Walze aus Wales ging sofort in die Vollen. Knallhart kamen die Schläge. Er hämmerte wie eine Maschine, und Nick blieb nichts anderes übrig, als in den Clinch zu gehen.

Die Halle tobte.

Waren die Sympathien vor dem Kampf noch auf Nicks Seite gewesen, so änderte sich das nun. Die Walze aus Wales wurde

angefeuert. Die Leute wollten ›Blut‹ sehen.

Und der Kerl schlug. Eine harte Rechte schleuderte Nick in die Seile. Er gab für einen Moment nicht Acht, nahm den Kopf nicht schnell genug weg und kassierte einen mörderischen Hieb, der ihn zwischen Ohr und Nase traf und ihn in den Grundfesten seiner Standfähigkeit erschütterte.

Nick rutschten die Beine weg, sein Blick, in Großaufnahme plötzlich zu sehen, wurde leicht glasig. An den Seilen glitt er entlang zu Boden. Die Walze aus Wales hätte noch einmal zugeschlagen, wurde aber von Lou Corner zur Seite gerissen und in die Ecke gestellt.

Nick saß am Boden. Seine ausgebreiteten Arme lagen auf den Seilen. Der Atem ging schwer und keuchend, während Corner anfing, ihn auszuzählen.

Elena Spiro hockte wie erstarrt in ihrem Sessel. Sie konnte das nicht begreifen, was dort geschehen war. »Junge!« rief sie dann. »Junge, was ist nur los mit dir? Steh doch auf, bitte...«

»Four... five... six...«, zählte der Ringrichter, während die Zuschauer aufgesprungen waren und sich die Kehlen heiser schrien.

Bei sieben kam Nick wieder auf die Beine. Er quälte sich buchstäblich hoch und hatte das Gesicht verzogen. Dabei schüttelte er den Kopf. Wie ein Hund, der sich Wasser aus dem Fell schleudert.

Lou Corner schaute noch einmal beide Kämpfer an und gab den Ring wieder frei.

Die Walze aus Wales grinste impertinent, als sie wieder angriff. Diesmal jedoch passte Nick auf. Seine Beinarbeit machte sich bezahlt. Er konnte den meisten Schlägen ausweichen oder ihnen durch Zurücknehmen des Körpers die größte Wucht nehmen.

Trotzdem blieb die Sorge seiner Betreuer und auch die Sorge der einsam zu Hause sitzenden Mutter. Gespannt starre sie auf den

Schirm und sah nicht, was sich hinter ihrem Rücken abspielte.

Dort befand sich die Tür. Sie war nie abgeschlossen, zu den Spiros kam keiner und stahl, dafür hatte man einen zu großen Respekt vor Nick, aber so merkte die Frau nicht, wie sich die Klinke langsam nach unten senkte.

Nick kämpfte sich über die dritte Runde. Als der Gong schließlich schlug, war er froh, sich in die Ecke setzen zu können. Wo ihn der harte Schlag getroffen hatte, war die Haut aufgeplatzt. Blut sickerte aus der Wunde, das aber mit Watte gestillt wurde.

Zwei Betreuer kümmerten sich um ihn, machten ihn mit Eisbeuteln fit und wischten ihm den Schweiß aus dem Gesicht. Herb nahm ihm den Mundschutz ab und fächerte mit einem Handtuch Luft zu, während er auf Nick einsprach und der nur die Schultern hob.

Der Gong. Die vierte Runde!

Nick erhob sich. Längst nicht mehr so geschmeidig wie zuvor. Dafür war die Walze aus Wales besser in Form. Der Boxer tänzelte und grinste jetzt frecher.

Aber auch die Tür zu Spiros Wohnung war offen. Jemand drückte sie von außen auf. Er kam...

Zuerst sah man nur die Hand. Kräftige Finger, ein nackter Arm, dann erschien er ganz. Eine gewaltige Gestalt, die kaum durch die Türöffnung passte. Den Kopf verdeckte eine Kapuze, der Oberkörper war frei. Die Gestalt trug nur eine lange Hose, die Füße und ein Teil der Beine verschwanden in den Schaftstiefeln.

Destero war da!

Und die Frau merkte nichts. Fasziniert starrte sie auf den Apparat, wo ihr Sohn einige Meilen entfernt versuchte, sich den Schlägen seines Gegners entgegenzustemmen. Doch der Waliser war in Form.

Links und rechts kamen die Hiebe. Kopf- und Körper-Doubletten, harte Rechte, Linke, Geraden - er schmetterte den anderen nur so durch den Ring.

Die Zuschauer tobten, schrien und pfiffen. Sie waren von Spiros Reaktion geschockt.

Der Dämonenhenker hielt sein Schwert bereits in der Hand. Obwohl er so groß und wuchtig war, bewegte er sich doch leise voran. Hinter dem Sessel blieb er stehen.

Im gleichen Augenblick schlug Spiro zurück. Es war, als ging ein Aufbäumen durch seine Gestalt. Er hatte zwei harte Schläge nehmen müssen, und der dritte sollte ihn fällen, aber Spiro feuerte eine Rechte über die Deckung der Walze hinweg und traf mit der Faust die Stirn des Mannes. Der Kopf flog der Walze in den Nacken. Seine Arme fielen herab, und langsam wankte er zurück.

Jetzt hatte Nick Spiro die große Chance nachzusetzen. Er ging auch vor.

Im gleichen Augenblick hob Destero sein Schwert.

War es Zufall oder der winzige Luftzug, der die Frau dazu animierte, sich umzudrehen. Sie schaffte die Drehung auch noch, sah die Horror-Gestalt und öffnete ihren Mund zu einem Schrei.

Elena Spiro kam nicht mehr dazu, ihn auszustoßen. Die Klinge fuhr nach unten und köpfte die Mutter des jungen Boxers...

»Verstehst du das?« fragte mich Bill Conolly.

Ich schüttelte den Kopf. Auch ich konnte ebenso wenig wie Suko begreifen, dass Nick Spiro sich so einmachen ließ. Das war ja schon peinlich, wie der Waliser den Mann aus London fertig machte.

»Der ist doch mit seinen Gedanken gar nicht bei der Sache«, meinte Suko. »So etwas habe ich noch nicht erlebt.«

»Da muss es einen Grund geben.«

Bill schaute mich an. »Meinst du, weil er dich treffen wollte?«

»Ja.«

»Dann hätte er den Kampf doch absagen oder vorher mit dir reden sollen.«

Ich hob die Schulter. »Man kann ihm ja keine Vorschriften darin machen.«

»Klar, aber wenn er den Kampf verliert, ist es für seine Karriere auch nicht gut.«

Da gab ich Bill recht.

»Vielleicht hat er auch nur getäuscht«, meinte Suko. »Der Kampf dauert ja noch zehn Runden. Der lässt den Waliser tot rennen und schlägt dann zu.«

»Du vergisst den Niederschlag«, sagte Bill. »Glaube kaum, dass er das extra gemacht hat.«

Ich stimmte dem Reporter zu. Dabei schaute ich mich um. Auch die Zuschauer in unserer näheren Umgebung waren völlig überrascht und perplex. Sie hatten auch mit einem anderen Kampf gerechnet. Dass sich Nick Spiro so fertig machen ließ, verstanden sie wirklich nicht. Man hörte es aus ihren erregten Diskussionen. Nur der Mafiaboss saß ruhig auf seinem Platz und trank ein Glas Rotwein.

Mein Blick wanderte. Während in der Ecke des Walisers eitel Freude und Sonnenschein herrschte, war es in Spiros Ecke ziemlich laut. Herb, der glatzköpfige Trainer, schüttelte nur immer den Kopf und redete auf seinen Schützling ein. Auch die anderen beiden Betreuer machten ratlose Gesichter.

Nick sagte nichts. Er starrte zu Boden und nickte nur hin und wieder. Da stimmte einiges nicht.

Der Ringrichter schaute auf die Uhr. Spiro und sein Gegner bekamen ihren Mundschutz zwischen die Lippen gesteckt und erhoben sich von den kleinen Hockern. Gong! Die vierte Runde.

»Vielleicht kommt er jetzt aus der Höhle«, sagte Bill Conolly und drückte beide Daumen.

Ich war nicht so überzeugt und sah mich auch gleich in meiner Ansicht bestätigt, denn der Waliser griff sofort an. Er machte da weiter, wo er aufgehört hatte.

Seine Schläge kamen knallhart. Er wuchtete seine Arme vor, die Fäuste flogen wie Schmiedehämmer, aber sie prallten zum Glück an Nicks guter Deckung ab.

»Das hält er nicht lange durch«, sagte Suko. »Irgendwann ist es soweit.«

Hinter uns wurde gepfiffen. Jemand schrie das Wort »Feigling« in Richtung Ring, und tatsächlich schaffte der Waliser es, die Deckung seines Gegners zu zertrümmern.

Zweimal kam er durch. Die Schläge schüttelten Nick. Jeder rechnete damit, dass er zu Boden gehen würde, doch Nick steckte die beiden Hämmer weg.

Und er konterte. So schnell, dass niemand den Hieb sah. Auch nicht die Walze aus Wales. Der Boxer bekam nur einen fürchterlichen Schlag gegen den Kopf und torkelte zurück. Ein erstaunter, leicht blöder Ausdruck trat in sein Gesicht, und jetzt hätte Nick Spiro die Chance gehabt, richtig nachzusetzen. Ein orkanartiger Lärm brandete gegen das Dach der Halle. Die Zuschauer witterten eine Sensation.

Aber was geschah?

Nick Spiro setzte nicht nach. Er blieb einfach stehen, ließ die Arme halb sinken und wartete darauf, dass sich sein Gegner erholte.

Der Lärm verstummte. Für wenige Atemzüge war es totenstill in dem weiten Rund. Dann plötzlich verzerrte sich Spiros Gesicht, er riss seinen Mund auf und schrie mit gellender, sich überschlagender Stimme in die atemlose Stille hinein: »Tot... sie ist tot...!«

Die Worte hallten durch das Rund. Mancher bekam eine Gänsehaut, mir erging es ebenso.

Und wieder. »Tot... sie ist tot. Ich bin zu spät gekommen! Ich spüre es. Sie ist tot. Neiinnnn...!« Nick Spiro sackte nach vorn und taumelte genau auf seinen Gegner zu.

Da der Kampf nicht unterbrochen gewesen war, sah der Waliser

seine Chance. Er holte alles aus sich heraus, was er noch an Kraft hatte. Und seine Rechte kam mit der Wucht eines Dampfhammers. Sie explodierte genau unter Spiros Kinn. Dessen Kopf wurde in den Nacken gerissen.

Dann schien es, als hätte jemand die Beine unter seinem Körper weggezogen. So fiel er um.

Nick Spiro knallte auf die Bretter und blieb liegen. Arme und Beine hatte er ausgebreitet.

Eine Sekunde geschah nichts. Mir schien es so, als würden die Zuschauer erst Luft holen. Dann jedoch war der Teufel los. Alles schrie und brüllte durcheinander. Die Leute sprangen auf, tobten, gestikulierten, und viele rannten auf den Ring zu, in dem ein wie versteinert wirkender Ringrichter stand und ein Sieger, um den sich keiner kümmerte.

Auch uns hielt es nicht auf den Plätzen. Wir hatten es sehr nahe zum Ring. Ich war sogar als erster da und kletterte hinein. Fast stieß ich mit dem Trainer zusammen, der mich wegscheuchen wollte.

»Polizei«, sagte ich. »Nick wollte mit mir reden.«

Ich durfte bleiben und kniete neben dem Boxer nieder. Er sah aus wie eine Leiche. Im ersten Moment bekam ich einen gewaltigen Schreck, doch bei genauem Hinsehen erkannte ich, dass Nick Spiro nur bewusstlos war. Wenn er erwachte, würde er mit mir reden können.

Inzwischen hatte sich ein runder Wall aus Menschen um uns gebildet.

Der Ringarzt verschaffte sich Platz, um den Bewusstlosen zu untersuchen. Dazwischen zuckten die Blitzlichter der Fotografen, jeder sagte etwas, wollte seine Meinung kundtun - es herrschte ein völliges Durcheinander.

Auch ich wurde angeschrien, und ich schuf Platz, damit zwei Männer mit einer Trage durchkamen. Der Boxer wurde darauf gelegt.

Suko und Bill sah ich nicht. Im Ring befanden sie sich wohl nicht, dafür aber davor. Sie schauten zu mir hoch.

Ein Fernsehreporter wollte unbedingt ein Interview haben und rempelte mich an. Er kam nicht schnell genug zu dem Waliser, der im Gewitter der Blitzlichter stand und seinen Sieg selbst nicht begreifen konnte.

Wie auch die anderen.

Ich vergegenwärtigte mir noch einmal die letzten Sekunden vor dem Niederschlag. Nick war bereits auf der Gewinnerstraße gewesen, als er die Worte schrie, die alle so erschreckt hatten.

Wer war denn nun tot? Ich konnte mir wirklich keinen Reim darauf machen und hoffte nur, dass der Boxer schnell genug erwachte.

Bill und Suko empfingen mich mit Fragen. »Was war los? Lebt er noch? Ist alles mit rechten Dingen zugegangen?«

»Natürlich lebt er. Aber ob alles mit rechten Dingen zugegangen ist, wage ich zu bezweifeln.«

»Du denkst an Schiebung?« fragte Bill.

»Nein, an unsere Freunde von der Gegenseite.«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Warum hätte mich ein Mann wie Nick Spiro sonst sprechen wollen, mein Lieber?«

Bill nickte. »Stimmt auch wieder.«

Suko mischte sich in den Dialog. »Hast du auch darüber nachgedacht, was und wen er mit diesem letzten Ausruf gemeint haben könnte?«

»Auf jeden Fall hat es sich um eine weibliche Person gehandelt« sagte der Chinese. »Er hat von einer Sie gesprochen.«

»Richtig. Nur wer käme dafür in Frage?«

»Wir könnten sein Privatleben durchforsten«, meinte der Reporter. »Ihr müsst doch beim Yard einen lückenlosen Lebenslauf von ihm haben oder nicht?«

»Doch, klar.«

»Das ist immerhin etwas.«

»Ich will aber lieber mit ihm selbst reden und sehe zu, dass ich zu ihm kann.«

»Wir gehen mit«, bestimmte Bill.

Ich hatte nichts dagegen. Sechs Ohren hören oft mehr als nur zwei.

Was sich so einfach anhörte, war eine verflixt schwierige Angelegenheit.

Es war so gut wie unmöglich, dorthin zu gelangen, wo der Weg zu den Kabinen begann. Die Strecke war mit wild diskutierenden Menschen verstopft. Zuschauer mischten sich mit Presseleuten, jeder wollte etwas sagen, jeder hatte etwas zu sagen. Die Reporter schrien nach einem Telefon, um die brandheiße Sensation an ihre Redaktionen zu verkünden.

Wir kamen nicht weiter.

Dann ging Suko voraus. Er verschaffte uns freie Bahn. Mein Ausweis und der Ruf Polizei hatten das nicht bewirkt. Schließlich sah ich auch die blauen Uniformen der Polizisten, sah Helme und hörte eine Trillerpfeife.

Wir hatten Glück. Ein Bobby geriet in unsere Nähe. Der Beamte zeigte sich von meinem Ausweis beeindruckt.

»Wo möchten Sie hin, Sir?« schrie er gegen den brandenden Lärm an.

»Zu den Kabinen.«

»Geht in Ordnung, Sir.«

Der Bobby - baumlang - räumte uns wirklich den Weg frei. Er schaffte die Gasse, durch die wir gehen konnten. Der Weg war etwas abschüssig und mündete in einen breiten Gang, durch den auch die Zuschauer in die Halle strömen konnten. Die Hot-Dog-Stände waren ebenso umlagert wie die kleinen Bier- und Schnapsbars.

Zum Glück wusste der Bobby Bescheid. Er führte uns auf eine

große Doppeltür zu, vor der zwei weitere Polizisten Wache hielten und keinen Reporter durchließen. Die Presseleute hatten sich wie die Langstreckenläufer vor dem Start aufgestellt und warteten darauf, dass jemand durch die Tür kam.

Bill Conolly und ich wurden erkannt und auch prompt angesprochen. Wir winkten ab, gaben weder eine Erklärung, noch einen Kommentar.

Dafür öffneten die Bobbys. Hinter der Tür lag wieder ein Gang. Hier standen auch Menschen. Aber nur die unmittelbar Beteiligten, wie Betreuer und Helfer der beiden Boxer.

Ich sah auch den glatzköpfigen Mann, den alle Welt nur unter dem Namen Herb kannte. Den sprach ich an.

»Sie schon wieder«, sagte er und wischt sich den Schweiß von seinen runden Wangen. »Tut mir leid, aber ich muss unbedingt mit Nick Spiro reden.«

Herb schüttelte den Kopf, sah Bill, den er kannte, begrüßte ihn durch Hochleben der Hand und erwiederte: »Tut mir leid, aber da können Sie jetzt nicht rein.«

»Hat sich der Zustand verschlechtert?«

»Glaube ich nicht. Der Arzt ist noch da.«

Ich wollte schon warten, als eine Tür aufgestoßen wurde und der Arzt die Kabine verließ. Erleichterung spiegelte sich auf seinem Gesicht wider.

»Mit Nick ist alles okay. Er hat den Schlag gut verdaut, aber er fragt immer nach einem Oberinspektor Sinclair.«

»Das bin ich«, meldete ich mich.

»Ja, Sie möchten zu ihm kommen.«

Ich drückte mich an dem Ringarzt vorbei. Suko und Bill gingen mit. Keiner hielt uns auf.

Suko schloss als letzter die Tür, da stand ich bereits neben der Liege, auf der der Boxer saß. Nick Spiro sah nicht gut aus. Im hellen

Schein der Leuchtstoffröhre wirkte seine Haut noch grauer. Als er mich sah, da lächelte er, aber die Angst in seinen dunklen Augen blieb.

Ich nahm mir einen Stuhl und ließ mich nieder. Dann stellte ich Bill und Suko vor.

»Ich... ich danke Ihnen, dass Sie gekommen sind«, sagte der Boxer.

»War doch selbstverständlich.«

»Na ja, ich weiß nicht. Sie hätten auch etwas anderes vorhaben können. Ich hatte nämlich schon öfter versucht, Sie zu erreichen.« Er wechselte das Thema, hob den rechten Arm und fühlte mit der Hand über sein Kinn, das geschwollen war. »War'n mieser Kampf.«

»Es ging.«

»Ach, hören Sie auf, Sir. Ich weiß selbst, wie schlecht ich gewesen bin.«

»Sagen Sie John.«

»Danke. Aber ich konnte mich einfach nicht konzentrieren. Zuviel spukte mir im Kopf herum, verstehen Sie. Und das ist auch der Grund, weshalb ich Sie gebeten habe, zu mir zu kommen. Es geht um meine Träume. Manchmal habe ich schreckliche Träume, die immer wiederkehren. Vor allen Dingen sehe ich jedes Mal eine Gestalt.« Er erzählte nun, was er geträumt hatte.

Bill, Suko und auch ich bekamen spitze Ohren, als der Boxer die Gestalt beschrieb.

»Verdammtd, das ist doch Destero«, sagte Bill. Er hatte auch mit dem Henker ein Hühnchen zu rupfen. Destero hatte ihn am Hügel der Gehenkten aufknüpfen wollen.

»Wie sagten Sie?« fragte Nick.

Bill wiederholte den Namen.

»Dann gibt es diese Gestalt also wirklich?«

Diese Frage bejahte ich. »Leider existiert er.«

»Und wo?«

»In einer anderen Welt. Im Jenseits, in einer Zwischenwelt, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Nein.«

»Dann will ich es Ihnen erklären.« Ich setzte Spiro in möglichst einfachen Worten auseinander, was es mit den anderen Welten nun auf sich hatte.

Dass es unzählige gab, in einer anderen Zeitebene liegend und dass es zu Rissen in den Weltgefügen kommen konnte, so dass Menschen von der Erde nach drüben transportiert wurden und umgekehrt. »Deshalb kann der Henker auch in unsere Welt gelangen«, sagte ich zum Schluss.

»Dann ist es also wahr.«

Ich schaute Nick an. Seine Finger bewegten sich unruhig. Er trug noch immer die Bandagen über die Gelenke.

»Was ist wahr?« wollte ich wissen.

»Ich... ich muss Ihnen das erklären. Sie haben ja den Kampf gesehen und gemerkt, dass nichts los war mit mir. Der Waliser hat mich buchstäblich durch den Ring getrieben. Ich war mit meinen Gedanken immer woanders, und mich hat praktisch nur die Routine auf den Beinen gehalten. Dann aber hatte ich einen lichten Moment. Als der Waliser glaubte, sich voll auf der Siegerstraße zu befinden, fing er sich von mir den Konter ein, der ihn durchschüttelte. Sie werden sich jetzt sicher fragen, warum ich nicht nachgesetzt habe?«

Als wir nickten, fuhr er fort. »In diesem Augenblick hatte ich eine schreckliche Vision. Ich sah unsere Wohnung, wo meine Mutter vor dem Fernsehapparat sitzt. Das macht sie immer, wenn ein Kampf von mir übertragen wird. Plötzlich öffnete sich die Tür und dieser De... also der Henker trat ein. Er hatte sein Schwert gezogen.« Seine Stimme wurde lauter, hektischer. »Ich... ich sah es deutlich. Er schlich sich an meine Mutter heran, hatte sein Schwert hoch erhoben und dann...« Nick Spiro verstummte. In seinen Augen glitzerte es

feucht, als er uns anschaute und sich aufsetzte. »Verdammst, wir müssen zu ihr.«

Ich streckte den Arm aus. »Moment«, sagte ich ruhig. »Hat Ihre Mutter Telefon?«

»Ja.«

»Dann rufen wir an. Wie ist die Nummer.«

Bill schrieb sie mit, während ich den Raum verließ und mich an Herb, den Trainer, wandte. Bevor er Fragen stellen konnte, erkundigte ich mich nach einem Telefon.

»Ja, hier in der Nähe ist eine Haube. Kommen Sie mit.«

Wir brauchten nur ein paar Schritte zu gehen. Ich stellte mich unter die Haube und tippte die Nummer in die Tastatur. Sehr schnell wurde abgehoben. Ich wollte schon aufatmen, als ich eine sonore Stimme vernahm.

»Hier bei Spiro. Am Apparat ist Sergeant Mallory.«

Da wusste ich, dass etwas Fürchterliches passiert sein musste. Und mir lief eine kalte Gänsehaut über den Rücken...

Ich hatte Nick Spiro nichts gesagt. Verdammst, ich konnte es einfach nicht übers Herz bringen, aber irgendwann in den nächsten Minuten musste ich mit der Sprache heraus.

Wir saßen in meinem Bentley. Bill hatte neben mir Platz genommen, Suko und Nick belegten den Fond. Es war wirklich eine Qual, durch London zu kommen. Sämtliche Kraftfahrer der Millionenstadt schienen auf den Beinen beziehungsweise Rädern zu sein.

Ich atmete erst auf, als ich mich in der Nähe der Themse befand. Wir mussten über den Fluss und benutzten dafür die Blackfriars Bridge.

Nebenan rauschte auf einer schmalen Extrabrücke der Schienenverkehr vorbei.

Ein Zug passierte uns. Die im Inneren erleuchteten Wagen wirkten

wie eine Schlange aus Metall.

Mir schwirrten jetzt noch die Worte des Polizisten im Kopf herum. Eine Nachbarin, die den Kampf ebenfalls gesehen und die Witwe Spiro trösten wollte, hatte die Tote entdeckt. Die hilfsbereite Frau war mit einem Nervenzusammenbruch in ein Krankenhaus eingeliefert worden.

Sie hatte nicht nur den Kopf der Toten gesehen, sondern auch deren Torso. Es muss grauenhaft gewesen sein.

Aber wie sollte ich es Nick beibringen. Suko und Bill hatte ich durch ein Zeichen zu verstehen gegeben, dass die Frau nicht mehr lebte. Nick würde durchdrehen, wenn er seine Mutter sah. Vielleicht ahnte er auch etwas. Ich hatte ihm nur gesagt, dass wir zur ihm nach Hause fahren würden.

Umgezogen war er. Allerdings trug er nur einen weinroten Trainingsanzug mit dem Aufdruck einer bekannten Sportfirma. Wir sprachen nicht, außerdem musste ich mich auf den Verkehr konzentrieren.

Schließlich brach der Boxer das Schweigen. »John, seien Sie ehrlich. Was ist geschehen?« Seine Stimme klang kratzig.

Konnte ich jetzt noch lügen? Ich atmete tief ein. Er musste es wohl gehört haben und sagte: »Reden Sie doch, Mann.«

»Also gut. Ihre Mutter...«

»Sie ist tot, nicht?«

Als Antwort nickte ich. Worte wollten mir einfach nicht über die Lippen dringen. Dann bremste ich, weil eine Ampel uns aufhielt.

Ich hörte Nick Spiro stöhnen. Es waren verzweifelte Laute, die mir durch Mark und Bein fuhren. Das Stöhnen endete in einem hilflosen Schluchzen. Dann klatschte etwas hart auf den Sitz. Nick hatte mit der Faust zugeschlagen. »Ich habe es gehahnt!« flüsterte er. »Verdammt noch mal, ich habe es gehahnt.«

Suko und Bill schwiegen. Keiner von uns hatte etwas zu sagen. Wir

mussten den jungen Boxer in seinem Schmerz allein lassen.

Ich fuhr wieder an. Wo die Straße lag, hatte mir Nick erklärt. So gut kannte ich mich in den Fabrikvierteln südlich der Themse nicht aus, dafür kannte ich die Innenstadt, die City, wie meine eigene Westentasche.

Eine Weile sagte er gar nichts mehr, während ich meinen Bentley in die Schlange vor uns einreihen musste. Schließlich fragte Nick: »Ist sie auf die gleiche Art und Weise umgekommen, wie ich es geträumt habe?«

»Ich glaube.«

»Dann war der Henker bei ihr?«

»Es sieht so aus.«

»Aber wie ist das möglich?« schrie Nick. »Wie kann eine Gestalt, die nur im Traum existent ist, auf die Erde kommen und töten? Das ergibt keinen Sinn.«

»Die Gestalt ist nicht nur im Traum existent«, machte ich ihm klar.

»Wie meinen Sie das?«

Ich überholte einen kleinen Lastwagen und bog danach in einen Kreisverkehr ein. »Ich will Ihnen sagen, Nick, dass es Destero wirklich gibt. Mein Freund Bill Conolly wäre von ihm bald aufgehängt worden, und auch ich habe gegen diesen Dämon gekämpft.«

»Wieso?«

Ich lachte. »Erinnern Sie sich? Ich habe Ihnen doch von den Welten erzählt. Manchmal gibt es eben Risse in diesen Welten. Dann kommen die Dämonen von drüben in unsere Welt und verbreiten hier Angst und Schrecken.«

»Aber welchen Sinn ergibt das?«

»Das weiß ich auch nicht, Nick.«

»Dabei hat meine Mutter keinem etwas getan. Sie war eine so harmlose, prächtige Frau. Sie wurde von allen akzeptiert, hatte nur

Freunde unter den Menschen. Sie war hilfsbereit, und doch ist sie auf grausame Art und Weise gestorben. Warum?«

»Die Mächte der Finsternis gehen oft seltsame Wege«, antwortete ich philosophisch.

»Aber sie machen doch nichts ohne Motiv.«

»Das ist wahr.«

Nick Spiro beugte sich vor. »Dann wissen Sie vielleicht das Motiv, John?«

»Leider nicht. Aber ich werde alles tun, um es herauszufinden. Das schwöre ich Ihnen.«

»Demnach scheint die Sache noch nicht ausgestanden zu sein?«

»Bestimmt nicht.«

Nick Spiro ließ sich wieder zurücksinken. Er schaute aus dem Fenster, sah die grauen, schmutzigen Häuser und schüttelte den Kopf.

»Die nächste bitte links«, wies er mich an.

»Verstanden.« Auch mich deprimierte das Grau dieser Siedlungen. Die Häuser waren nicht hoch. Höchstens zwei Stockwerke. Aber sie hatten ihre Jahre auf dem Buckel. Manche Bauten waren doppelt so alt wie ich.

Und das sah man ihnen an. Einige Familien hatten versucht, kleine Vorgärten anzulegen. Es war ihnen auch gelungen, und so wirkten die blühenden Gärten in der Märzsonne wie kleine Inseln.

Es war bereits zu sehen, wo Nick Spiro mit seiner Mutter gelebt hatte.

Vor dem Haus ballten sich die Menschen zu einer gewaltigen Traube.

Jeder wollte was sehen. Die Nachricht musste sich in Windeseile verbreitet haben. Die Polizisten hatten es nicht geschafft, der Neugierigen Herr zu werden. Die von den Beamten aufgebauten Schranken waren einfach umgestoßen worden.

Ich hatte vorgehabt, bis dicht an das Haus heranzufahren, damit

Nick Spiro nicht Spießruten zu laufen brauchte, aber das war unmöglich. Ich kam einfach nicht weiter. Halten, aussteigen, zu Fuß gehen.

Natürlich hatte der Bentley bereits Aufmerksamkeit erregt. Zwei Polizisten eilten herbei. Durch harte Ellenbogenstöße verschafften sie sich Platz.

Schweigend zeigte ich ihnen meinen Ausweis. »Können Sie dafür sorgen, dass wir unangefochten hineinkommen.« Ich deutete auf den Boxer. »Das ist übrigens Nick Spiro, der Sohn der Ermordeten.«

»Mein Beileid«, sagten die Männer. Nick nickte nur.

Wir waren schon entdeckt worden. Jemand aus der Menge rief: »Da ist ja Nick.«

»Kommen Sie«, sagte der Beamte. »Vielleicht versuchen wir es am Hintereingang.«

Nick war einverstanden. Er kannte sich am besten aus, führte uns durch eine Einfahrt in einen Hof, in dem noch Baracken standen, wo die Toiletten untergebracht waren.

Auf allerlei Umwegen gelangten wir schließlich ins Haus. Hier hatten die Bobbies für einen Sperrring gesorgt. Uns ließen sie passieren. Ich fragte, wer die Mordkommission leitete.

»Chefinspektor Brown, Sir«, wurde mir geantwortet. »Danke.«

Brown war ein Mann, der Erfahrung hatte. Er tat seinen Dienst schon über zwanzig Jahre und kannte sich in der Gegend bestens aus.

Schweigend stiegen wir die schmale Treppe zum ersten Stock hoch. Ich wunderte mich, dass in dem kleinen Haus vier Parteien lebten.

Die Tür zur Wohnung stand offen. Schon von weitem hörte ich Browns Stimme. »Wir fangen dann mit der Befragung der Zeugen an. Hausbewohner und Nachbarschaft, Sie wissen ja Bescheid.«

»All right, Sir.«

Wir betraten die Wohnung. »Es wird wohl keinen Zweck haben, wenn Sie die Nachbarn befragen lassen«, sagte ich.

Brown fuhr herum, als hätte ihn eine Natter gebissen. »Sinclair«, stöhnte er.

»Ja, ich.«

Er reichte mir die Hand. Brown gehörte zu den Typen, die nie altern. Er hatte immer ein jugendfrisches Aussehen, obwohl seine Haare langsam grau wurden. Aus blauen Augen blickte er mich scharf an. »Sie wissen, was passiert ist?«

»Ja.«

»Fällt es in Ihr Ressort?«

Ich nickte.

»Ein Glück. Dieser Fall hätte mich auch Nerven gekostet.« Er schaute Nick Spiro an. »Sie sind der Sohn, nicht wahr?«

Nick stellte sich vor.

»Es tut mir leid, was da passiert ist.« Brown deutete auf die mitten im Raum stehende Kunststoffwanne. »Möchten Sie die Tote noch einmal sehen?«

»Nein, nicht.«

»Das kann ich verstehen.«

Nick begann zu weinen. Er hatte die Blutlache auf dem Tisch gesehen.

Ein grausames Indiz. Ich zündete mir eine Zigarette an. Bill Conolly und Chefinspektor Brown hatten auch ein Stäbchen genommen.

»Haben Sie einen Verdacht, Kollege?« fragte mich der Leiter der Mordkommission.

»Ja.«

»Und?«

»Darüber möchte ich schweigen. In diesem Fall geht einiges nicht mit normalen Dingen zu.«

»Sonst wären Sie ja wohl nicht hier.«

Ich lächelte schmal. »Stimmt genau.«

Brown war, wie andere Kollegen auch, über meine Aufgabe genau

im Bilde. Am Anfang hatte es einige Schwierigkeiten gegeben, doch jetzt hatten sich die Männer damit abgefunden. »Ich wünsche auf jeden Fall viel Glück«, sagte der Chiefinspektor.

»Das kann ich brauchen.«

Nick Spiro sagte nichts. Er war zur Seite gegangen, hätte sich vor das Fenster gestellt und starrte in den Hof. Zwei Männer trugen die Tote weg. Ich sah, wie Nicks Schultern zuckten. Der harte Mann trauerte um seine Mutter, der er praktisch alles zu verdanken hatte.

Auch wir schwiegen. Jeder hing seinen Gedanken nach. Ich überlegte, welch einen Sinn dieser Mord gehabt hatte. Auch Dämonen killen nicht ohne Motiv, wenn es manchmal auch so aussah. Irgendetwas steckte immer dahinter.

Ich drückte die Zigarette in einem Ascher aus, der auf dem Fernsehapparat stand. Chiefinspektor Brown sammelte seine Männer.

Sie hatten ihre Pflicht hier erfüllt.

»Halten Sie mich auf dem laufenden, wenn es etwas Neues geben sollte?« Ich schaute Brown an.

»Klar.«

»Okay, Kollege. Ich beneide Sie nicht.« Der Chiefinspektor gab seinen Leuten ein Zeichen. Dann gingen sie.

Ich legte Nick eine Hand auf die Schultern. »Sie müssen jetzt nicht daran denken«, sagte ich leise.

»Ich weiß.«

»Vielleicht könnten wir gemeinsam über das Motiv dieses Mordes nachdenken.« Er hob die Schultern. »Ich kenne keins.«

Auf der Straße fuhren die Wagen an. Wir hörten das Brummen der Motoren. Die Neugierigen blieben.

»John«, sagte der Boxer plötzlich. Ich hatte mich zu Bill und Suko gesellen wollen, wandte mich aber jetzt um.

»Können Sie mal kommen?« Der Boxer stand noch immer am

Fenster und schaute in den Hof. Ich trat neben ihn.

»Da unten steht ein Fremder«, sagte er »und schaut immer hoch zu uns. Kennen Sie ihn vielleicht?«

Ich ging noch näher an die Scheibe, um besser sehen zu können. Vor dem Toilettenbau stand eine kleine Gestalt. Ein schmaler Kopf, ein langer grüner Mantel, eine leicht grünlich schimmernde Haut.

Und ob ich den kannte. Es war Myxin, der Magier!

»Kann man das Fenster öffnen?« fragte ich.

»Klar.«

Es klemmte zwar, aber dann hatte ich eine Seite auf. Myxin merkte, was geschehen war und hob den rechten Arm.

»Komm bitte hoch!« rief ich. Er nickte und setzte sich in Bewegung.

Ich schloss das Fenster wieder. Suko und Bill hatten alles mitbekommen.

Als ich mich umdrehte, fragte der Reporter: »Mit wem hast du da gesprochen?«

»Myxin ist unten. Er kommt hoch.«

»Was?« Bill riss erstaunt die Augen auf. »Was will der denn?«

»Werden wir wohl gleich erfahren.«

»Sie kennen ihn?« erkundigte sich Nick.

»Ja, Myxin ist ein Freund.«

Dieser Satz rutschte mir glatt über die Lippen, obwohl es nicht immer so gewesen war, dass Myxin auf unserer Seite gestanden hatte. Er war einmal mein Feind gewesen und wollte die Herrschaft im Dämonenreich an sich reißen. Dabei hatte er sich jedoch mit anderen, mächtigen Dämonen überworfen und sich deren Todfeindschaft zugezogen. Myxin hatte die Konsequenzen gezogen und sich auf unsere Seite gestellt, was man ihm sehr übelgenommen hatte. Asmodina gelang es, ihm seine Kräfte zu nehmen und als Wrack zurückzulassen. Myxin verzweifelte fast, und nur durch unsere Initiative und Zuspruch war es ihm gelungen, sich wieder zu fangen.

Und nicht nur das. Er stellte sich auf unsere Seite und kämpfte. Wobei er mit aller Macht versuchte, seine alten magischen Fähigkeiten wieder zurückzugewinnen.

Im Laufe der Zeit verlor der kleine Magier seine Depressionen, und es gelang ihm, einige seiner alten Fähigkeiten zurückzubekommen. Er war zwar noch längst nicht so stark wie früher, doch einfache Beschwörungen konnte er durchführen. Er rächte sich an seinen früheren Freunden, machte Jagd auf sie, und er begann gleichzeitig mit der Suche nach den Überresten aus dem alten Volk der Atlanter. Myxin selbst stammte aus Atlantis. Als dieser riesige Kontinent versank, da waren nicht alle Bewohner gestorben. Einige überlebten, nur wusste niemand, wo sie sich befanden. Sie konnten ebenso auf der Erde sein, aber auch in anderen Dimensionen, denn viele von ihnen besaßen magische Fähigkeiten. Myxin hatte mit seiner Suche Erfolg. Es gelang ihm, eine Frau zu finden, die aus Atlantis stammte. Die schöne Kara.

Sie war auf der Suche nach ihrem Geliebten gewesen, hatte ihn auch gefunden, doch er war dann umgekommen. Asmodinas Todesengel hatte ihn getötet.

Myxin und Kara überlebten. Sie, die Schöne aus Atlantis, stellte sich voll hinter Myxin und wollte ihm bei seinem Kampf gegen die Mächte der Finsternis helfen.

Kara war gerade zur rechten Zeit aufgetaucht, denn ich hatte Myxin vorgeschlagen, sich vollends auf unsere Seite zu stellen. Das heißt, jeden Fall mit uns gemeinsam anzugehen. Das allerdings wollte der Magier nicht, aus welchen Gründen auch immer. Vielleicht fühlte er sich noch zu schwach, vielleicht gefiel es ihm unter den Menschen auch nicht so sehr, man durfte schließlich nicht vergessen, dass er ein Dämon war.

Wenn auch ein geläuterter. Denn Myxin war tatsächlich in der Lage, mein Kreuz anzufassen. Bei ihm war die Schwarze Magie

verschwunden. Sie hatte sich ins Gegenteil umgewandelt.

»Da bin ich wirklich gespannt, was Myxin von uns will«, sagte der Reporter.

»Er sieht so anders aus«, meinte Nick Spiro.

Ich lächelte. »Myxin ist auch kein Mensch.«

»Wie?«

»Er ist ein Dämon, aber ein weißmagischer.«

»Jetzt verstehe ich gar nichts mehr«, gab der junge Boxer zu und schüttelte den Kopf.

»Sie werden noch begreifen.«

Schritte hörten wir auf der Treppe. Myxin kam. Dann stand er an der Tür und stieß sie auf.

Wie an der Schnur gezogen, drehten sich unsere Köpfe in seine Richtung, und um die Lippen des kleinen grünhäutigen Magiers spielte ein etwas verlegendes Lächeln. Er hob die Hand zum Gruß.

»Lange nicht mehr gesehen«, sagte Bill. »Ja.«

Ich ging auf ihn zu und begrüßte ihn per Handschlag. »Willst du nicht hereinkommen?«

»Danke.«

Ich machte Nick Spiro mit dem kleinen Magier bekannt. Der Boxer konnte seinen Blick nicht von der grünhäutigen kleinen Gestalt wenden.

»So was«, murmelte er.

Wir sagten nichts.

Ich bot Myxin einen Stuhl an, doch der Kleine schüttelte den Kopf.

»Es wäre ein schlechtes Zeichen, sich jetzt hinzusetzen«, sagte er leise.

»Wieso?«

»Weil die Zeit drängt, John Sinclair.«

»Moment.« Ich winkte ab. »Du weißt, was hier geschehen ist?«

»Deshalb bin ich gekommen. Destero war hier und hat getötet. Ich

habe es geahnt.«

»Dann ist dir bekannt, wo er steckt?«

Myxin nickte. »Ich habe eine Botschaft aufgefangen, dass Asmodina und Destero einen gefährlichen Plan ausgeheckt haben, um dich in ihre Gewalt zu bekommen, John Sinclair.«

»Das ist ja nicht neu.«

»Aber die Art und Weise, wie sie alles vorbereitet haben, ist schlimm. Denn Unschuldige werden ihr Leben verlieren. Sie haben es hier exerziert. Elena Spiro war die erste, andere sollen und werden folgen, John. Schlimme Zeiten stehen bevor, wenn...« Er legte eine Pause ein.

Ich verstand und fragte: »Was soll ich tun?«

»Du müsstest dich unter Umständen dem Dämonenhenker stellen.«

Das waren harte Worte. Ich sagte darauf nichts, sah aber den besorgten Blicken meiner Freunde an, wie sie darüber dachten. Ich sollte praktisch dem Dämonenhenker vor die Schwertklinge laufen. Ein ungeheures Vorhaben, was man da von mir verlangte. Aber hatte ich eine andere Wahl? Stellte ich mich nicht, dann würde Destero weiter wüten, so wie er es jetzt schon getan hatte.

Mit der nächsten Frage wich ich etwas vom Thema ab. »Weißt du denn, wo er steckt?«

»Ja. Destero wartet am Grab in der Hölle.«

»In der Hölle?«

»Nun, es heißt so. Es ist auf jeden Fall in einer anderen Dimension, im Vorhof zur Hölle, wie man immer sagt. Es ist sein Reich, Asmodinas Reich, und es wird ein schwerer Weg für dich werden, wenn du wirklich dorthin willst.«

»Wo finde ich den Weg?« Diese Frage bewies, dass ich mich bereits entschlossen hatte, ihn zu gehen. Ich musste ihn einfach auf mich nehmen, wenn ich damit das Leben Unschuldiger retten konnte. Und verdammt, bisher hatte ich es noch immer geschafft. Ich würde

es auch diesmal packen, so hoffte ich.

»Es ist nicht einfach zu finden«, gab der kleine Magier zu. »Aber ich habe alles vorbereitet.«

»Wie steht es mit Bill und Suko?«

»Sie werden dir nicht helfen können, John Sinclair. Es ist allein deine Sache.«

»Aber das gibt es nicht!« mischte sich der temperamentvolle Bill ein.

»Warum sollen wir nicht mit? Sechs Augen sehen mehr als zwei.«

»Weil der Weg dann verschlossen sein wird. Destero will John Sinclair, nicht euch.«

»Wir sind auch seine Feinde.«

»Trotzdem, Bill.«

Der Reporter senkte den Kopf. »Okay, John, mach es allein.«

»Was natürlich nicht heißt, dass ihr aus dem Schneider seid«, erklärte Myxin. »Es ist durchaus möglich, dass Destero hier in London wieder auftaucht. Schließlich gibt es noch Nick Spiro. Er hat ihn in seinen Träumen gesehen, er hat erlebt, wie schlimm Destero sein kann, und was der Henker in den Träumen der Menschen ankündigt, das führt er auch immer aus.«

Spiro verstand. »Sie meinen, dass auch ich noch in akuter Lebensgefahr schwebe.«

»Daran glaube ich fest.«

»Wenn das so ist«, murmelte Bill und warf Suko einen fragenden Blick zu. »Was meinst du?«

Der Chinese hob die Schultern. »Ich sehe keine andere Möglichkeit, als auf Myxins Plan einzugehen.«

»Dann kann man dir nur viel Glück wünschen«, sagte der Reporter und reichte mir die Hand.

Ich verabschiedete mich von meinen Freunden. »Und wo bringst du mich hin?« fragte ich Myxin.

»Du wirst schon sehen. Wir müssen einen Eingang in die Welt der anderen finden. Und den habe ich gefunden. Die flaming stones, die flammenden Steine, dienen als Beschleuniger zum Eintritt in die andere, die Dämonenwelt.«

Die flammenden Steine. Davon hatte ich noch nie etwas gehört. Aber ich wollte mich überraschen lassen. Mit den Menhiren von Stonehenge oder denen von Carmac hatten sie nichts zu tun, das jedenfalls sagte mir Myxin, der Magier.

Nur - welche Waffen nehme ich mit?

Als ich dieses Thema ansprach, lächelte Suko plötzlich. »Die Beretta wird dir kaum etwas nützen, John. Auch nicht Dolch oder die magische Kreide. Nimm dies hier.«

Der Chinese griff in die Tasche und holte einen Stab hervor. Er besaß ihn noch nicht lange. Ein frommer Abt aus einem Kloster in Nepal hatte Suko den Stab vererbt. [1]

Mit ihm hatte es etwas Besonderes auf sich. Rief man ein bestimmtes Wort, dann wurde für fünf Sekunden die Zeit angehalten, und man konnte sich aus einer lebensgefährlichen Situation befreien. Allerdings durfte man seine Gegner nicht töten, sondern sie nur ausschalten.

»Du willst dich davon trennen?« fragte ich ungläubig.

»Ja, bei dir ist es besser aufgehoben. Und der Abt hat gesagt, dass ich ihn auch einem Freund geben kann.«

Mir lief eine Gänsehaut über den Rücken, als ich den Stab zwischen meinen Fingern spürte und ihn einsteckte. »Ich danke dir, Suko«, sagte ich. Dann gingen wir.

Noch immer standen die Gaffer im Hausflur herum. Aber Neuigkeiten gab es keine mehr. Dafür starrten sie Myxin und mich umso stärker an.

Wir kümmerten uns nicht um die Leute.

Als ich das Haus verlassen wollte und mich dazu in die Richtung

Eingangstür wandte, schüttelte Myxin nur den Kopf.

»Lass uns zum Hof gehen.«

»Und warum?«

Er lächelte. »Die flammenden Steine liegen nicht hier in der Nähe, sondern in Irland. In einem Tal, das einst von Druiden bewohnt wurde, die unbedingt den Eingang zur Hölle finden wollten, um sich dem Teufel gegenüberzustellen.«

Ich grinste ein wenig verzerrt. »Aber wie kommen wir dahin?«

Myxin drückte schon die Hintertür auf. »Ganz einfach, John Sinclair. Oder solltest du wirklich vergessen haben, dass du es mit einem Magier zu tun hast? Ich habe zwar meine Kräfte längst nicht zurückerhalten, aber die Teleportation bereitet mir keine Schwierigkeit mehr, denn Kara und ich trainieren sie sehr oft.«

Verflixt, dieser unscheinbare, kleine, grüne Kerl war doch immer für Überraschungen gut. »Wenn du meinst«, sagte ich.

Er ließ mir den Vortritt.

Ich betrat den Hof und schaute mich um. Niemand zu sehen. Hinter der Toilettenbaracke wuchs eine Brandmauer in die Höhe. Darüber erkannte ich die langsam grün werdenden Zweige einiger Bäume.

Myxin war stehen geblieben und bedeutete mir, sich an seine Seite zu stellen. Ich kam der Aufforderung nach. Der kleine Magier lächelte mir aufmunternd zu, dann drückte er beide Hände gegen die Stirn, wobei ich meine Hand auf seine Schulter legte.

Myxin konzentrierte sich.

Ich spürte plötzlich den magischen Strom, der auch mich erfassste, mein Blut pulsierte schneller, und bevor ich noch Atem geholt hatte, verschwand die Hauswand und der gesamte Hof vor meinen Blicken und löste sich auf.

Eine Sekunde später war der Platz, wo wir gestanden hatten, leer...

Zuerst spürte ich das Brausen im Kopf. Dann einen ziehenden

Schmerz, und im nächsten Augenblick fiel ich auf mein Hinterteil. Ich landete weich, als ich mich mit den Händen abstützte, spürte ich saftiges Gras zwischen meinen Fingern.

Ich öffnete die Augen. Myxin stand vor mir. Diesmal war er größer als ich und schaute auf mich herab.

»Alles klar?« fragte er.

»Wie ich erkennen kann, ja.«

Der Magier reichte mir die Hand. Ich ergriff sie und stand auf.

Puh, ein wenig schwindelig war mir schon, doch nachdem ich ein paar Mal tief durchgeatmet hatte, ging es mir besser.

Ich schaute mich um. Die Landschaft hatte sich wirklich verändert, obwohl unsere Reise bestimmt nicht mehr als eine Sekunde gedauert hatte. Aber dabei war die Zeit gewissermaßen aufgehoben.

Wir befanden uns in einem grünen Tal. Es strahlte einen romantischen Reiz aus, wenn es mir persönlich auch ein wenig düster vorkam. Es lag daran, dass die sanften Hänge der Berge ziemlich eng zusammenstanden und grüne Tannenwälder viel vom einfallenden Licht wegnahmen. Ein sprudelnder Bach zerschnitt das Tal in der Mitte. Das glasklare Wasser schäumte über kopfgroße Steine und versickerte weiter westlich irgendwo im Boden.

Ein sanfter Wind fuhr die Hänge hinab und spielte mit meinem Haar. Er verfing sich aber auch an den Gegenständen, die das Tal einfach beherrschten.

Die vier Steine.

Flaming stones hatte Myxin sie genannt. Die flammenden Steine. So kamen sie mir nicht gerade vor, denn die Felsen waren dunkel, fast schwarz, und sie glänzten, als hätte sie jemand mit einer ölichen Creme eingerieben.

Ich betrachtete die Steine genauer. Sie reichten in der Größe etwa bis zum Dach eines Einfamilienhauses, waren schlank und standen sich jeweils gegenüber, so dass sie die Ecken eines Quadrates

bildeten.

Zwischen ihnen wuchs saftiges Gras, das jedoch nicht länger war als meine Haare. Mir kam es vor, als wäre es geschnitten worden.

Die Steine waren nicht eben. Sie wiesen zahlreiche Kanten und Vorsprünge auf, zeigten Löcher und Risse, wo sich der Wind verfangen und einen säuselnden Ton erzeugten, so dass man die Steine eher als singend bezeichnen konnte.

Das Alter war sicherlich schwer zu schätzen. Bestimmt waren sie einige Tausend Jahre alt, und der Zahn der Zeit hatte an ihnen genagt. Aber sie hatten sämtlichen Widerständen getrotzt, und ich betrachtete sie mit einem nahezu ehrfurchtsvollen Blick.

Irgendwie strahlten sie Respekt aus. Ich kam mir klein gegen sie vor, und ich spürte auch das gewisse Etwas, das von ihnen ausging.

Ein Schauer rann über meinen Rücken. Als ich Myxin anblickte, schien der meine Gedanken zu erraten, denn er lächelte.

»Ja, sie sind schon sehr rätselhaft«, sagte er.

»Und du kannst das Rätsel lösen?«

»Ein wenig.«

»Dann bitte.«

»Geduld, John Sinclair, Geduld. Jetzt brauchen wir uns nicht zu beeilen, denn Zeit spielt hier keine Rolle mehr.«

Ich hob die Schultern. Zu sagen hatte ich nichts. Diese Gegend war für mich fremd. Myxin kannte sich hier besser aus, er hatte sie bestimmt wie ein Trapper durchsucht.

»Solche Steine«, sagte der Magier leise, »sind zwar sehr selten, aber sie sind nicht einmalig. Es gibt sie überall. Denke nur an Stonehenge, oder an die Menhire von Carnac. Auch dort kannst du Steine finden.«

»Die aber mit diesen hier nicht in Verbindung stehen«, warf ich ein.

»Wer will das genau sagen? Wer kann die Herkunft erklären? Vielleicht die Druiden - aber gibt es die noch? Sind sie nicht

ausgestorben oder verschwunden, wie unser Volk?«

»Woher hast du deine Informationen?« wollte ich wissen.

»Ich erinnerte mich wieder an Atlantis. Dort befand sich eine magische Zone, und die weißen Magier und Priester haben dort mit ähnlichen Steinen experimentiert.«

»Wollten auch sie den Eingang zur Hölle finden?«

»Vielleicht. Aber sie wollten einen bequemen Weg in die anderen Dimensionen schaffen, das ist ihnen gelungen, wenn ich die Steine betrachte und sie unter Umständen als Erbe der alten Atlanter ansehe. Als Geschenk für die Druiden. Mehr darüber weiß sie allerdings auch nicht, obwohl sie die Magie der Steine beherrscht.«

Ich runzelte die Stirn. »Wer ist sie?«

»Dort.« Myxin streckte den rechten Arm aus und wies auf den links von mir stehenden Stein. In dessen Schatten nahm ich eine Bewegung wahr, und im nächsten Augenblick erschien dort eine Frauengestalt.

»Kara!« rief ich erstaunt.

Es war tatsächlich die Schöne aus dem Totenreich, deren Geist damals in Atlantis die Jenseitswelten durchforscht hatte und die ihrem Vater am Sterbebett versprochen hatte, dass sie sein Erbe weiterführen würde. Bis zum Tod...

Sie kam näher. Ein Lächeln lag auf ihrem Gesicht, das von einer dunklen Haarflut umweltt wurde. Sie hatte eine etwas blasse Haut, dafür große dunkle Augen und einen fein geschwungenen Mund. Ihr Körper war schlank, er erinnerte an eine biegsame Gerte, und in ihren Adern floss das Blut einer alten Rasse.

Vor mir blieb sie stehen und reichte mir die Hand. »Willkommen bei den flammenden Steinen, John Sinclair«, sagte sie schlicht.

»Danke.«

Ich betrachtete sie. Kara trug ein langes schillerndes Gewand, in dem die Farben des Regenbogens zu finden waren. In weichen Falten fiel es bis auf die Knöchel und berührte auch die feinen Sandalen,

die ihre Füße umschlossen.

Myxin und Kara hatten sich zusammengeschlossen, um ein altes Erbe wieder voll erblühen zu lassen und gegen die Mächte der Finsternis anzutreten.

Myxin sagte: »Karas Magie wird es dir ermöglichen, in die jenseitige Welt einzudringen.«

»Dann hast du sie gesehen?« fragte ich das Mädchen.

»Ja, vor zigtausend Jahren, als mein Geist die Totenreiche durchforschte, konnte ich auch einen Blick in den Vorhof der Hölle werfen, und ich sah die Kammern der Tausend Qualen.«

Verflixt, die hatte ich ja völlig vergessen. »Du weißt, was mich erwartet?«

»Nein, John Sinclair, ich würde es dir gern sagen, aber die Kammern waren für mich verschlossen. Dafür hörte ich die Schreie der Geknechteten, denn dort hält die Hölle alle Qualen bereit. Nie ist es einem Menschen bisher gelungen, die Kammern zu durchqueren.«

Ich lächelte schief. »Du verstehst es wirklich, einem Mann Mut zu machen, Kara.«

»Nein, entmutigen möchte ich dich nicht, John Sinclair. Nur sollst du wissen, dass es kein Honigschlecken ist, wenn du die Kammern durchquerst, das meine ich.«

»Und wenn ich es tatsächlich schaffe? Was erwartet mich dann? Destero - oder der endgültige Tod?«

»Beides.«

Die Antwort hallte in mir nach. Ich senkte den Kopf. Noch konnte ich es mir überlegen. Myxin und Kara ahnten, welch schwere Gedanken mich beschäftigten. Sie sagten nichts, überließen die Entscheidung mir ganz allein.

Ich ertappte mich bei dem Gedanken, dass ich danach fragte, wer wohl um mich trauern würde? Bestimmt meine Freunde, und sie würden, so wie ich sie kannte, den Kampf weiterführen. Bestimmt

noch verbissener als zuvor. Wenigstens Suko und vielleicht auch Jane. Wenn ich jetzt kniff, würden die Dämonen zurückkehren und zuschlagen. Vor allen Dingen Destero fühlte sich dann als Sieger. Er würde all seine Grausamkeit gegen die Menschheit ausrichten, nein, da war es schon besser, wenn ich mich ihm stellte.

Ich trug das Kreuz bei mir. Die Beretta mit der geweihten Kugel, die gnostische Gemme und Sukos Stab. Allerdings hatte ich ihm die Dämonenpeitsche gelassen, dafür steckte in meinem Gürtel noch der geweihte Silberdolch. Reichten die Waffen?

»Hast du dich entschieden?« fragte Kara nach einer Weile.

Ich hob den Kopf. »Ja, ich werde meinen Weg gehen. Nichts hält mich davon ab.«

Kara nickte. Sie wandte sich ab und blieb in der Mitte zwischen den Steinen stehen.

Myxin legte mir seine Hand auf die Schulter. »Ich würde dich gern begleiten, John Sinclair, das kannst du mir glauben, aber es gibt Dinge, für die ich mich einfach nicht stark genug fühle. Ich kann dir wohl hin und wieder behilflich sein, dir einen Weg zeigen und auch weisen, aber aktiv einmischen kann ich mich leider noch nicht. Ich hoffe nur, dass irgendwann die Zeit kommen wird, wo ich wieder ein mächtiger Dämon sein werde, und Kara wird mir dabei helfen.«

»Du wirst es schaffen, Myxin«, sagte ich, »ganz sicher.«

Kara wartete auf mich. Der Magier gab mir zu verstehen, dass ich mich ebenfalls in den Kreis begeben müsste. Kara würde dann eine magische Verbindung herstellen, damit ich ohne Übergang in eine andere Welt gelangte.

Ich schritt zwischen den ersten Steinen hindurch. Dabei hatte ich das Gefühl, eine unsichtbare Wand zu durchbrechen. In Höhe meiner Brust spürte ich einen leichten Widerstand, wie ein Läufer, der das Zielband zerreißt.

Erst jetzt sah ich die Verbindungslien. Jeder Stein war mit dem

anderen durch eine dunkelrote Linie verbunden. Schmale, freie Flächen waren in den Grasteppich geschnitten und mit einer roten Masse ausgefüllt worden. Die Linien liefen aber auch diagonal durch das Quadrat. Genau im Schnittpunkt dieser Diagonalen stand Kara, die Schöne aus dem Totenreich.

Myxin hielt sich weiterhin außerhalb dieses Kreises auf und spielte nur den Beobachter.

Es war still um uns herum. Selbst das Säuseln des Windes hörte ich nicht mehr. Seit ich das magische Quadrat betreten hatte, war alles anders geworden.

Ich spürte das Klopfen meines Herzens. Klar, auch an mir ging so etwas nicht spurlos vorüber. Ich war aufgeregt und wurde erst ruhiger, als ich Karas ausgestreckte Hände berührte.

»Deine Angst muss vergehen, John Sinclair. Ein ängstlicher Mensch ist in den Kammern der Tausend Qualen sofort verloren. Denk immer daran. Du musst stark sein. Sei ein Held. So wie früher die Atlanter, die sich nicht davor fürchteten, den Mächten der Finsternis entgegenzutreten.«

»Ich werde es versuchen«, erwiderte ich leise.

»Und du wirst nicht allein sein. Nicht nur unsere Wünsche begleiten dich. Ich werde versuchen, meinen Geist zu lösen, damit er dich unsichtbar in den Reichen des Grauens beschützen kann. Ich hoffe sehr, dass mir dies gelingt, und ich hoffe weiterhin, dass Schwarze Magie meinen Geist nicht zerstören kann, denn das würde meinen endgültigen Tod bedeuten. Du bist nicht allein in Gefahr.«

Ich schämte mich ein wenig wegen meiner ängstlichen Gedanken vorhin.

Aber ich fragte: »Was sagt Myxin dazu?«

»Er kennt den Weg, der uns vorgezeichnet ist, und er kennt auch das Risiko.« Das stimmte.

Kara ging einen Schritt zurück, so dass ich mich auf die

Schnittlinien der Diagonalen stellen konnte. Irgendwie hatte ich das Gefühl, als würde der Boden unter meinen Füßen leicht vibrieren, was auch eine Täuschung sein konnte. Als ich genauer darüber nachdachte und auch die Steine betrachtete, da merkte ich, dass es keine Täuschung war. Denn die vier großen Steine veränderten sich.

Die flammenden Steine wurden sie genannt. Nun sah ich, dass sie ihren Namen zu Recht erhalten hatten. Sie begannen zu glühen. Das dunkle Gestein, sonst kalt, wurde von innen erwärmt, als hätte jemand ein Feuer darin entfacht. Das intensive rote Glühen begann am unteren Ende der Steine und stieg langsamer höher. Dabei verstärkte es sich, bis es die intensive Farbe eines untergehenden Sonnenballs erreicht hatte.

Ich starrte die Steine an. Die Materie war nicht mehr so dicht, das Glühen hatte sie durchlässiger gemacht, so dass ich einen Blick hineinwerfen konnte.

Ich glaubte, meinen Augen nicht zu trauen. In den Steinen sah ich eine fremdartige, unheimliche Welt, und ich sah vier grausame Gestalten auf schwarzen Pferden sitzen.

Die Horror-Reiter!

Es war ein flüchtiger Eindruck, aber er jagte die Panik in mir hoch, und er bewies mir, dass es mir damals im Kampf gegen den Schwarzen Tod doch nicht gelungen war, die Horror-Reiter zu vernichten.

AEBA existierte weiter! Wieso? Unfassbar...

Meine Gedanken drehten sich darum, und deshalb vergaß ich den eigentlichen Grund. Plötzlich flammten die Steine dunkelrot auf, sandten Licht ab, das in seiner Größe der ihren entsprach und mich von vier Seiten her einhüllte.

Ich spürte den Ansturm der Schwarzen Magie.

Tief in meinem Innern verwurzelte Angst peitschte hoch, erschwerte mir das Atmen, und dann gab es plötzlich keinen Mann

mehr, der John Sinclair hieß.

Mein Weg zum Grab in der Hölle hatte begonnen!

Nur allmählich kühlten die Steine aus. Sie wurden dabei genau von Myxin beobachtet, der auch mitbekommen hatte, wie John Sinclair sich auflöste.

»Er ist drüben«, sagte Kara, die inmitten des Quadrats stand und aus weit aufgerissenen Augen ins Leere schaute, als könnte sie so eine andere Dimension durchblicken.

Der kleine Magier nickte. »Und du, Kara? Willst du dein Versprechen wahr machen und deinen Geist in die Dimension des Schreckens folgen lassen?«

»Ja.«

»Aber was mache ich?«

Sie lächelte. »Es ist einfach. Du hältst bei mir Wache. Wenn der Geist meinen Körper verlassen hat, ist die Hülle hilflos. Jedes Kind könnte sie töten.«

»Ich weiß«

»Deshalb kommt dir die Aufgabe zu, als mein Hüter neben mir zu wachen, bis ich wiederkehre.«

»Glaubst du daran?«

»Ich versuche es. Schon in Atlantis hat es geklappt. Warum nicht auch jetzt?«

»Wir müssen wohl den Gesetzen der höheren Mächte gehorchen«, murmelte Myxin. »Ich werde dich auf keinen Fall an deiner Aufgabe hindern.«

»Ich danke dir.«

Und Myxin sah zu, wie Kara ihren Geist von der körperlichen Hülle löste, um einem Mann zu helfen, der gegen eine Übermacht von Feinden kämpfte...

Nick Spiro hatte sich umgezogen. Er kam aus dem Nebenraum, trug jetzt einen Blazer, eine graue Hose und ein helles Hemd. Auch einen Koffer hatte er bei sich.

»Wollen Sie weg?« fragte Bill.

Der Boxer stellte den Koffer ab. »Ja, Mr. Conolly. Ich kann einfach nicht mehr hier bleiben. Tut mir leid.«

Bill nickte. »Das verstehe ich. Aber haben Sie eine andere Bleibe?«

»Ich wollte mir schon immer in der City ein Zimmer nehmen und aus dieser Gegend weg. Bisher habe ich es meiner Mutter zuliebe nicht getan.« Er schaute zu Boden. »Das hat sich ja jetzt geändert. Bis ich das Zimmer habe, werde ich die Übergangszeit in einem Hotel verbringen. Oder sind Sie nicht damit einverstanden?«

»Doch«, sagte Bill, »natürlich.«

Das Telefon schrillte. Es war direkt ein Wunder, dass niemand zuvor angerufen hatte. Nick Spiro hob ab. »Ach du bist es, Herb«, sagte er.

»Fein, dass du anrufst.« Spiro lauschte eine Weile und sagte dann:

»Nein, Herb, sie ist tot - ja. - Danke. - Nein, du kannst nichts für mich tun. Ich komme schon allein zurecht. - Wirklich, Herb. Ich mache das. - Ja, ich melde mich wieder.« Spiro legte auf. »Es war Herb. Er hat irgendwie gehört, was geschehen ist. Es tut gut, wenn man einen Freund hat.«

»Da sagen Sie was«, meinte Bill.

»Können wir dann?« fragte der Boxer.

»Natürlich.« Suko und Bill standen auf. Sie warfen noch einen letzten Blick in das Zimmer, wo ein solch schrecklicher Mord passiert war. Der Blutfleck auf dem Tisch war bereits eingetrocknet. Der Boxer ließ die beiden Männer vorausgehen und schloss dann ab. Den Schlüssel steckte er in die Tasche.

Leider standen noch immer Gaffer im Flur herum. Als sie Nick sahen, wollten sie ihn ansprechen, doch ein Blick in sein Gesicht zeigte ihnen, dass es besser war, ihn in Ruhe zu lassen.

Schweigend schritten die drei Männer die Treppe hinunter.

Auf der Straße hatten sich die meisten Leute zwar verzogen, aber einige hielt es noch am Fleck. Unter ihnen befanden sich auch Reporter, die augenblicklich ihre Kameras hochrissen und die Heraustretenden auf den Film bannten.

»Verschwindet!« fuhr Bill die Männer und seine ehemaligen Kollegen an. Er hatte damals die Privatsphäre der Menschen immer respektiert. Die Reporter zogen auch Leine, warfen sich in ihre Wagen und schossen von dort aus weiter Fotos.

Suko hatte einen Schlüssel zum Bentley. »Wir können Johns Wagen nehmen«, sagte er.

Nick und Bill waren einverstanden.

»In welches Hotel wollen Sie?« fragte der Reporter.

»Ich kenne in Mayfair eine kleine Pension. Da ist es ganz gemütlich. Die Hotels mag ich nicht. Sie sind mir zu unpersönlich.«

»Und wie heißt das Schmuckstück?«

»Bei Mummy's.«

Bill grinste. »Hört sich gut an.«

Die Männer hatten den Wagen erreicht. Suko warf Bill den Schlüssel zu. Der Reporter sollte fahren.

Suko fühlte sich auf dem Sitz seiner Harley wohler.

»Dann wollen wir mal die Schaukel bewegen«, sagte Bill und hieb die Tür zu. Er musste sich buchstäblich den Weg freihupen, um an den Gaffern vorbeizukommen. »Dass die nichts anderes zu tun haben, als hier herumzustehen«, schimpfte er.

Endlich konnte er wenden.

Der Boxer sprach während der Fahrt kein Wort. Er war schweigsam und in Gedanken versunken. Auch Suko und Bill redeten

nicht, bis der Reporter Suko darauf aufmerksam machte, dass Sir Powell noch keinen Bescheid wusste.

»Verflixt, das hatte ich vergessen.«

Der Chinese ließ sich über Autotelefon mit dem Superintendent verbinden. Beim Yard erwischte er ihn nicht mehr, dafür jedoch in seiner Privatwohnung.

Suko wusste, dass Sir James sich eigentlich immer im Dienst befand. Er hörte auch konzentriert zu, als der Chinese berichtete, was vorgefallen war und ging sofort auf Sukos Vorschlag ein, als dieser ihm klarmachte, dass er und Bill unbedingt bei Nick Spiro als Schutz bleiben wollten.

»Dann sind Sie sicher, dass Destero noch einmal auftaucht?« fragte Sir James.

»Ganz sicher.«

»Wie steht es mit Polizeischutz?«

»Davon würde ich abraten, Sir. Ich möchte nicht das Leben der Menschen unnötig in Gefahr bringen. Gegen diese Kräfte müssen wir allein ankämpfen.«

»Sie haben recht. Informieren Sie mich aber, falls es etwas Neues gibt. Und geben Sie mir vor allen Dingen Bescheid, wenn Sie was von John Sinclair hören.«

»Geht in Ordnung, Sir.«

»Haben Sie über mich gesprochen?« fragte Nick.

Suko drehte sich auf dem Beifahrersitz halb um und nickte. »Ja, wir sollen und wir werden für Ihre Sicherheit sorgen.«

»Glauben Sie denn, dass er auch zur mir kommt?«

»Vielleicht.«

»Aber er wird sich doch John Sinclair vornehmen. Dann ist er beschäftigt.«

Suko musste über diese Formulierung lächeln und erwiderte. »Was hindert Destero daran, beides zu tun? Für ihn existiert der Begriff

Zeit nicht, mein Lieber. Er kann in dieser Sekunde hier auf der Straße sein und einen Atemzug später in einer anderen Dimension.«

»Das begreife ich nicht. Sie?«

Die Frage war an Bill und Suko gerichtet. Beide schüttelten die Köpfe.

Inzwischen war es längst dunkel geworden. Der Kampf hatte nicht am Abend, sondern am späten Nachmittag stattgefunden. Im Augenblick holte die Riesenstadt London Atem, um sich anschließend in den nächtlichen Trubel zu stürzen.

Der beginnende Frühling hatte bereits wieder die Touristen angelockt. In Soho glitzerten die Lichter, da lauerten die Nepper, und die ersten Hotels waren schon ausgebucht.

Verkehrsstau im Regierungsviertel. Wie immer. Sie kamen nur langsam voran, und erst in Mayfair ging es besser. Bill lenkte den Wagen durch die stillen Seitenstraßen. Nick Spiro erklärte ihm den Weg. Die Pension lag im Scheitelpunkt einer Kurve. Die Zimmer waren in einem älteren Fachwerkhaus untergebracht. Zur Haustür führte an der Seite eine Treppe hoch. Allerdings musste man erst noch einen kleinen, hübsch bepflanzten Vorgarten durchqueren.

An der linken Seite des Hauses befand sich ein kleiner Parkplatz für Gäste. Dort stellte der Reporter den Bentley ab. Die drei Männer stiegen aus. Man musste ihre Ankunft bereits bemerkt haben, denn über der Eingangstür leuchtete eine Kugellampe auf, die ihren warmen Schein auf die Treppenstufen warf.

Nick Spiro war vorgegangen. Zu schellen brauchte er nicht, denn die Tür wurde geöffnet. »Hallo, Mummy«, sagte Nick.

Die kleine rundliche Frau riss die Augen auf. Dann flog ein Lächeln über ihr gutmütiges Gesicht. »Nicky!« rief sie. »Das ist aber eine Freude, dass du mich auch mal wieder besuchst. Ich habe lange nichts mehr von dir gehört. Und den Kampf heute habe ich mir auch nicht angesehen. Was führt dich zu mir?«

»Hast du ein Zimmer frei?«

Die Frau wischte sich ihre Hände an der weißen Schürze ab. »Für dich doch immer.« Dann drohte sie scherhaft mit den Fingern. »Hat dich deine Mutter herausgeworfen?«

»Nein, Sie...« Nick musste sich erst räuspern. »Sie ist tot.«

»Was?«

»Ja, Mummy, man hat sie umgebracht.«

»Oh Gott.«

Die Frau war völlig durcheinander. Sie taumelte zurück und presste ihre Hand dort auf den wogenden Busen, wo auch das Herz schlug.

»Aber... aber warum hat...«

»Das erzähle ich dir später. Lass uns erst einmal reinkommen.«

»Natürlich. Entschuldige.« Die Frau gab den Weg frei.

Bill, Suko und Nick betraten eine geräumige Diele. Sie war nett eingerichtet, die Tapeten hatte zwar schon der Gilb in seinen Klauen, aber irgendwie wirkte die Diele doch gemütlich. Eine große Truhe zog sofort die Aufmerksamkeit des Eintretenden an sich, und das grüne Telefon stand auf einer Kommode. Mehrere Türen zweigten von der Diele ab. Auf einer Tür stand das Wort Frühstücksraum.

Eine Holztreppe führte nach oben. Die Stufen wurden von einem breiten Teppich fast völlig verdeckt.

»Dein Zimmer, Nick, das du immer genommen hast, ist noch frei. Wenn du willst...«

»Ja, ich nehme es.«

»Und Sie, Gentlemen?« Die Wirtin wandte sich Bill und Suko zu. In ihren Augen schimmerten Tränen. Die Nachricht vom Tod der Frau hatte sie schwer erschüttert.

»Wir werden wohl kaum hier wohnen. Wir haben Nick Spiro nur begleitet.«

»Ah so. Dann gehen wir nach oben.«

Die Wirtin schritt vor. Sie führte die drei Männer in die erste

Etage, wo auch die Zimmer lagen. Alles war sauber. Die Pension machte irgendwie einen gemütlichen Eindruck. Wie vor Jahren früher die Wohnzimmer der Eltern und Großeltern. Von einem Gang zweigten mehrere Türen ab. Die Wirtin ging mit den Männern den Gang bis zum Ende durch und wandte sich dort scharf nach rechts. Es war die letzte Tür, die sie aufschloss.

»Bitte, dein Zimmer, Nick!«

Der Boxer trat über die Schwelle. Er schaute sich um. Da stand noch das alte Bett mit dem großen Holzkasten. Der Waschtisch war auch vorhanden, ebenso wie der kleine runde Tisch mit dem Korbsessel davor und der graue Vorhang mit den bunten, kleinen Blumen, der die Nische vom Raum trennte. Die Nische war anstelle eines Schranks eingebaut worden. Dort befand sich auch die Kleiderstange.

»Gefällt es dir, mein Junge?« fragte die kleine Wirtin. Sie musste zu Nick hoch schauen.

»Ja, ausgezeichnet, wirklich.«

»Das freut mich. Du bist berühmt geworden, Nicky. Aber du hast deine Mutter nicht vergessen, das finde ich gut. Ich wollte, alle jungen Leute wären so.«

Nick warf den Koffer aufs Bett. »Hier werde ich erst einige Tage bleiben«, sagte er zu Bill und Suko gewandt.

Die Freunde hatten nichts dagegen.

»Dann lasse ich euch jetzt allein«, sagte die Wirtin, drückte Nick Spiro noch einen Schlüssel zwischen die Finger und verschwand.

»Was haben Sie vor?« fragte der Boxer.

»Wollen Sie auf den Henker warten?«

»So ähnlich«, meinte Bill.

»Dann glauben Sie, dass er hierher kommt?«

Bill hatte eine Wanderung durchs Zimmer aufgenommen. Er war am Fenster stehen geblieben und schaute nach draußen. »Durchaus

möglich, Nick, dass er Ihnen hier an den Kragen will.«

Bill schaute auf die kleine Anlage hinter der Pension. Ein Minipark, sehr gepflegt, dann sah er schon die nächsten Häuser. Im Park brannten zwei einsame, kleine Laternen. Doch von Destero sah der Reporter nichts.

»Wir könnten uns ja vor dem Haus ein wenig umsehen«, schlug Suko vor.

»Und ich soll hier oben bleiben?« fragte Nick.

»Ja.«

»Nein, da spiele ich nicht mit.«

Suko nickte. »Das ist verständlich, wenn Sie so reagieren. Aber Sie müssen auch uns verstehen. Wir sind für Ihre Sicherheit verantwortlich, Nick.«

»Klar. Nur vergessen Sie, dass ich Boxer bin und auch ein Polizist. Ich kann mich wehren.«

»Auch gegen den Henker?«

»Aber der ist doch gar nicht hier. Und dass er kommt, steht auch nicht fest. Wenn er da ist, dann sage ich Bescheid. Wirklich, es ist nicht nötig, dass Sie hier bleiben.« Nick Spiro war bei diesen Worten durch den Raum gelaufen und neben dem Vorhang stehen geblieben.

Automatisch waren ihm die Blicke der beiden Freunde gefolgt. Der Vorhang mit den Blümchen bewegte sich plötzlich. An und für sich nichts Besonderes, durch einen Luftzug vielleicht, aber Bill war es so vorgekommen, als wäre er durch fremde Hilfe in Schwingungen geraten.

»Suko!« zischte der Reporter. Irritiert drehte sich Nick Spiro um.

»Der Vorhang!« rief Bill. »Weg da, Nick!«

Der Boxer dachte nicht daran, zur Seite zu gehen. Sein Arm schnellte vor, die Hand wühlte sich in den Stoff, und mit einem heftigen Ruck riss er den Vorhang zur Seite.

Die drei Männer erstarrten. Destero würde nicht mehr kommen. Er war schon da!

Ich kannte das Gefühl ja, wenn ich einen Dimensionssprung vor mir hatte. Schon öfter war ich in andere Reiche geschleudert worden, aber gewöhnen würde ich mich daran nie.

Das Brausen im Kopf, der nie enden wollende Fall nach unten, die Eindrücke und Bilder, die während des Falls auf mich einströmten, die unsichtbaren Kräfte, die mit dem ›Reisenden‹ spielten, all das war vielleicht schon Routine, aber immer wieder neu.

Oft hatte ich auf meinen Sprüngen in andere Reiche schauen können. Lücken hatten sich gebildet, aber auf dieser Reise tat sich nichts.

Es war völlig dunkel um mich herum. Absolut finster. Eine Weltallschwärze ohne Sterne.

Dieses Gefühl kann man kaum beschreiben. Es ist irgendwie ungeheuerlich. Ähnlich wie bei einem Menschen, der gerade eingeschlafen ist und dann plötzlich fällt. Nur hört dieser Fall sehr schnell auf, und der Mensch erwacht, bei mir dauerte er an.

Wie lange? Das wusste ich nicht. Die Zeit war praktisch ausgeschaltet.

Sie existierte nur als relativer Begriff, und zwischen den Dimensionen war alles anders, da ging jegliches Zeitgefühl verloren.

Ich stürzte weiter. Nein, ich schwebte, wenigstens hatte ich das Gefühl.

Es war nur mehr ein Dahin gleiten, wobei ich die Augen zwar aufgerissen hatte, aber trotzdem nichts sehen konnte. Die Schwärze hielt mich umfangen.

Wann endlich hörte es auf?

Plötzlich hatte ich das Gefühl, in einen Strudel zu geraten. Dieser Strudel zog mich immer weiter, war ungeheuer heftig, riss und zerrte an mir - bis ich auf einmal zur Ruhe kam.

Ich schlug irgendwo auf. Das Ziel! Oder?

Die Augen hatte ich noch immer aufgerissen, schaute mich um, aber ich sah nichts. Diese verfluchte Dunkelheit blieb und hielt mich weiterhin umfangen.

Aber sie war doch nicht mehr so stark. Langsam wurde sie aufgehellt.

Um mich herum verschwand die tiefe Schwärze allmählich und machte einem dunklen Grau Platz, das auch im Laufe der Zeit immer heller wurde, so dass ich Konturen und Umrisse wahrnehmen konnte.

Ich saß auf dem Boden. Auf einem warmen Untergrund. Und ich hatte das Gefühl, als wäre ich von Wänden umgeben.

Aus den Wänden drang das Licht, das immer stärker wurde und seine Helligkeit so weit ausbreitete, dass ich erkennen konnte, wo ich mich eigentlich befand.

In einem Raum oder Verlies. Das war deutlich an den dicken Steinen zu sehen, die mein Gefängnis umgaben. Steine, Mauern - und eine Tür!

Mehr nicht.

Keine Dämonen, keine Folterknechte, keine Monster und auch keine Spur von Destero. Na ja.

Ich tastete meinen Körper ab. Alles war normal. Ich hatte mir nichts gebrochen, mir tat nichts weh, und auch meine Waffen waren noch vorhanden.

Den Umständen entsprechend ging es mir gut. Da ich eine optimistische Lebenseinstellung besaß, wollte ich es halt so sehen. Andere wären verzweifelt gewesen, aber ich hatte mich freiwillig in diese Welt begeben und musste zusehen, wie ich damit fertig wurde.

Ich konnte atmen. Auch wenn die Luft mir schwerer vorkam als auf der Erde. Das konnte eine Täuschung sein, hervorgerufen durch die Wärme, die mit unserer Sommerschwüle zu vergleichen war.

Ich stellte mich hin.

Dass ich in einer Art Gefängnis steckte, war mir mittlerweile klar geworden. Nach oben hin verlor sich mein Blick im Grau der Dunkelheit.

An den Seiten konnte ich gerade noch die Wände sehen und natürlich die Tür.

Sie war der einzige Aus- beziehungsweise Eingang aus diesem Gefängnis. Ob ich wollte oder nicht, ich musste sie nehmen.

Nur - wo führte sie hin?

War sie vielleicht der Eingang zu den Kammern der Tausend Qualen, vor denen man mich so gewarnt hatte? Wenn ich schon damit konfrontiert wurde, dann wollte ich es auch ausprobieren. Ich überwand die vier Schritte bis zur Tür und sah vor mir eine große, aus Schmiedeeisen geformte Klinke, die ich nur nach unten zu drücken brauchte. Aber ich zögerte, denn ich hatte auch das Bild gesehen, das in die Tür eingeschnitten worden war.

Es zeigte den Kopf einer Frau.

Ein Gesicht, das ich kannte und auch in dieser stilisierten Form die Grausamkeit widerspiegelte. Aus der Stirn wuchsen zwei Hörner. Es gab keinen Zweifel, dass ich Asmodinas Gesicht vor mir sah.

Nun waren sämtliche Zweifel beseitigt. Ich, John Sinclair, befand mich in ihrem Reich.

Das Bild schien mich höhnisch anzuschauen, und ich knirschte vor Wut mit den Zähnen. Dieses Weib stand schon längst auf meiner Liste. Ich wollte es töten, wenn ich es in die Finger bekam, denn es war die Person, die zusammen mit ihrem Vater, dem Teufel, hinter allem steckte.

Ihr gehorchte sogar Dr. Tod und damit die Mordliga.

Ich legte meine Hand auf die Klinke. Sie ließ sich leicht nach unten drücken, doch die Tür war verschlossen. Pech!

Und dann zuckte ich zusammen und trat blitzschnell zurück, als ich die höhnische Frauenstimme vernahm. Asmodina sprach, und die

Worte schallten mir aus dem in der Tür eingeschnitzten Kopf entgegen.

»Ich heiße dich im Vorhof zur Hölle willkommen, John Sinclair«, sagte Asmodina höhnisch und stieß ein meckerndes Lachen aus. »Ich hoffe, du hast die Reise hierher gut überstanden.«

»Es geht«, erwiederte ich.

»Hast du Angst?«

»Ja, ich bin aber auch neugierig.«

»Auf die Kammern der Tausend Qualen?«

»Genau.«

Die Teufelstochter lachte wieder. »Du wirst nicht an ihnen vorbeikommen, John Sinclair. Schon oft haben wir uns Menschen geholt, um zu sehen, wie und ob sie es schaffen, die Kammern zu durchqueren. Niemand hat es bisher fertiggebracht. An der zweiten Kammer hat auch der Beste versagt. Und nun bist du an der Reihe, John Sinclair. Du sollst die drei Kammern durchqueren. Ich bin gespannt, ob es dir gelingt. Und wenn du es tatsächlich schaffen solltest, wird dich noch eine sehr hübsche Überraschung erwarten.«

Die Stimme der Teufelstochter troff vor Hohn, und sie machte mich wütend. »Du redest zuviel«, sagte ich. »Noch hast du mich nicht, Asmodina. Noch lebe ich.«

»Es ist nur eine Frage der Zeit. Sterben wirst du auf jeden Fall.«

»Hast du mich Destero versprochen?«

»Vielleicht.«

»Warum hat er die Frau umgebracht? Sie hat ihm nichts getan. Ebenso wenig wie Nick Spiro. Warum lasst ihr die Menschen nicht in Ruhe?«

»Es gehörte zu meinem Plan, der dich hierher locken sollte«, erklärte Asmodina. »Ich musste ja ein Motiv für dich finden. Oder wärst du freiwillig gekommen?«

»Nein.«

»Na bitte.«

Sie redete wie ein Mensch, wie ein Verbrecher. Asmodina unterhielt sich mit Menschen in deren Sprache. Das machte die Sache unkomplizierter, denn die Sprache der Dämonen verstand wohl niemand. Sie setzte sich, wenn überhaupt, zumeist aus guttural klingenden Lauten zusammen, die eines Menschen Ohr schmerzten. Ansonsten nahmen die Dämonen auch untereinander einen telepathischen Kontakt auf.

»Woran denkst du, Sinclair? An dein Ende?«

»Noch nicht. Ich bereite mich innerlich nur auf meinen Weg in die Kammern vor.«

»Das kannst du auch. Und ich werde dich genau beobachten. Es wird dich eine Hölle erwarten, wie du sie noch nie erlebt und gesehen hast. Denn hier in diesem Reich ist mir jeder untan. Ich habe meine Diener hier versammelt, und auch der Spuk liegt bereits auf der Lauer, damit er deine Seele kassieren kann. Es wäre für ihn und für mich der große Triumph, wenn wir sie hätten.«

Das konnte ich mir gut vorstellen. Sie wollten mich in die ewige Verdammnis ziehen. In mir stieg eine wilde Wut hoch, ich spürte die Raserei und konnte sie kaum noch unter Kontrolle halten. Ich riss den Dolch aus der Scheide, nahm die Spitze zwischen Daumen und Zeigefinger und schleuderte die Waffe auf die Fratze in der Tür zu.

Der geweihte Silberdolch überschlug sich in der Luft einmal und fand präzise sein Ziel. Er hieb mitten in das Gesicht, blieb im Holz der Tür stecken und zitterte noch nach. Aber er zeigte einen Erfolg.

War das Gesicht vorhin noch glatt und kalt gewesen, so verzerrte es sich jetzt vor Wut. Es leuchtete plötzlich rot auf und wurde zu einer Grimasse.

»Das war eine Kriegserklärung, John Sinclair!« schallte es mir entgegen.

»Es sollte auch nichts anderes sein!« Eine unheimliche Wut hielt

mich gepackt. Verdammt, so ließ ich mit mir nicht umspringen. Dieses Weib sollte sehen, dass es auch noch jemand gab, der sich nicht vor ihr verkroch.

Die Fratze zerlief regelrecht. Als dunkelrote Schlieren rann sie auseinander und rann wie zäher Sirup an der Außenhaut der Tür entlang dem Boden zu.

»Das wirst du bereuen!« hörte ich die Stimme der Teufelstocher. Sie klang allerdings weit weg, als hätte Asmodina es vorgezogen, sich zu entfernen. »Büßen und bereuen wirst du es!«

»Ach, halt dein Maul!« schrie ich und hing mir mein Kreuz vor die Brust.

Zuvor hatte ich schon die leichte Erwärmung gespürt. Es reagierte auf die Schwarze Magie, doch jetzt begann die Luft in der unmittelbaren Umgebung des Kreuzes zu knistern und Funken zu werfen, die als blitzende Partikel in die Höhe flogen.

Mein Kreuz war der Gegenstand, auf den ich zahlreiche Hoffnungen setzte. Wenn es versagte und mich nicht mehr schützte, konnte ich freiwillig Selbstmord begehen. Ich setzte wirklich meine Hoffnungen auf dieses Kruzifix.

Einen zweiten Weg gab es nicht. Ich musste die Tür öffnen und durch die Kammern der Tausend Qualen.

Mit einem heftigen Ruck riss ich den Silberdolch aus der zerlaufenen Fratze. Dann wollte ich die Tür öffnen.

Das war nicht mehr nötig. Lautlos schwang sie nach innen und gab den Weg in die Kammern der Tausend Qualen frei...

Nick Spiro war in den ersten Augenblicken unfähig, sich zu rühren. Aus weit aufgerissenen Augen starrte er die Horror-Gestalt an, die sich in die Ecke gequetscht hatte und sein Schwert bereits in der rechten Hand hielt.

Suko reagierte als erster. Ein gewaltiger Sprung brachte ihn über

das Bett, und er schrie dem Boxer zu: »Weg, Nick. Verschwinde, sonst...«

Nick warf sich zur Seite.

Genau im richtigen Augenblick, denn die linke Hand des Henkers griff bereits nach ihm, doch die zur Klaue gekrümmten Finger rutschten an seiner Schulter ab.

Nick stolperte zurück und stieß einen Stuhl um, bevor er stehen blieb.

Bill Conolly hatte inzwischen die Tür aufgerissen und einen Fluchtweg geschaffen. Suko hielt die Dämonenpeitsche schlagbereit. Für den Bruchteil eines Augenblicks dachte er daran, dass sein Stab ihm jetzt eine große Hilfe gewesen wäre, aber den hatte er nicht, und so musste er sich Destero stellen.

»Zur Tür!« schrie auch er dem Boxer zu und schlug mit der Peitsche nach Destero.

Der reagierte traumhaft. Eine kaum zu verfolgende Bewegung mit dein Schwert, und hätte Suko die Dämonenpeitsche nicht zurückgezogen, dann wären die drei Riemen von dem Schwert des Henkers glatt in der Mittel geteilt worden.

Aber Destero hatte vorerst nur Augen für Nick Spiro. Ihn allein wollte er.

Als Nick nicht sofort reagierte, löste sich Bill von der Tür, bekam ihn zu fassen und schleuderte den Mann an sich vorbei auf die rettende Öffnung zu.

Das war auch für den Henker ein Startzeichen. Er stieß sich ab. Unter seiner scharlachroten Kapuze drang ein drohendes Knurren hervor, und sein Schwert blitzte auf.

Mit einem gewaltigen Sprung brachte sich der Reporter in Sicherheit, so dass ihn die Klinge verfehlte, er dem Henker aber freie Bahn verschafft hatte.

Destero verließ das Zimmer.

Auf dem Flur jagte Nick Spiro davon und hetzte der Treppe entgegen.

Wie eine Faust saß ihm die nackte Angst im Gesicht und trieb ihn voran.

Kurz bevor der die Treppe erreichte, wandte er noch einmal hastig den Kopf.

Destero war ihm dicht auf den Fersen. Der Mann, der seine Mutter getötet hatte, wollte auch ihn.

»Mörder! Verdammter Mörder!« brüllte der Boxer und schaffte den ersten Treppenabsatz mit einem gewagten und gewaltigen Sprung. Er kam auch gut auf, doch er hatte zuviel Fahrt, so dass er nicht abbremsen konnte, das Übergewicht verlor und kopfüber die restlichen Stufen hinab polterte.

Destero hatte inzwischen die Treppe erreicht, während Suko und Bill aus dem Zimmer rannten.

Der Henker drosch mit seinem Schwert zu. Es war ein wuchtiger Hieb, und er zerstörte damit das Treppengeländer. Polternd fielen die Holzstücke in die Tiefe.

Der Lärm war natürlich nicht ungehört geblieben. Die Wirtin erschien aus dem Frühstückszimmer. Genau in dem Moment, als Nick Spiro die Stufen hinunterfiel.

Die Frau stieß einen Schrei aus, sah auch, wie das Treppengeländer zerstört wurde und die Horror- Gestalt nach unten drängte. Vor Schreck blieb die Wirtin stehen. So etwas Grauenhaftes hatte sie noch nie gesehen. Und sie ahnte, dass dieses Monstrum echt war und nicht in einer Verkleidung steckte.

Mit einem gewaltigen Sprung überwand Destero den hinderlichen Treppenabsatz und kam dort auf, wo sich Nick Spiro soeben erhob.

Destero lachte wild. Dieses Lachen erinnerte an das Triumphgebrüll des Teufels. Er hob sein Schwert.

Da endlich schrie die Wirtin.

Destero war für einen Moment irritiert, flirrte herum und nahm die Frau erst jetzt bewusst wahr. Er hob sein Schwert.

In diesem Augenblick erschienen Suko und Bill Conolly am ersten Treppenabsatz. Beide sahen, in welch einer Gefahr die Wirtin schwiebte, und Suko handelte als erster.

Dieser vorzügliche Karatekämpfer stieß sich ab, wuchtete seinen Körper durch die Luft und damit auf den Dämonenhenker zu. Schräg fiel der Chinese dem Monstrum entgegen. Die Dämonenpeitsche hatte er sich zwischen die Zähne geklemmt. All das wirkte wie eine phantastische Action-Szene aus einem Film, nur dass diese Attacke blutiger Ernst war.

Suko prallte genau in dem Augenblick gegen den Henker, als dieser die Wirtin töten wollte. Dieser Wucht hatte auch Destero nichts entgegenzusetzen. Er flog zurück, und Suko hielt eisern fest. Beide krachten gegen die Wand, wo die Kommode mit dem Telefon stand.

Das Möbelstück brach zusammen, der grüne Apparat ging knackend zu Bruch, während die Teile nach allen Seiten wegflogen.

Destero riss sein Knie hoch und traf Suko so hart, dass diese zurückgeschleudert wurde und auf dem Rücken liegen blieb.

Der Henker lachte und hob sein Schwert.

Bill konnte Suko nicht helfen. Er war dabei, die Wirtin in Sicherheit zu bringen, die vor Angst und Entsetzen einen regelrechten Starrkrampf bekommen hatte.

Destero hieb zu. Blitzschnell drehte sich Suko auf dem Boden mehrmals um seine eigene Achse, so dass ihn der Schwerthieb verfehlte. Die Klinge hackte in den Boden, brach aber nicht ab.

Suko riss die Dämonenpeitsche zwischen seinen Zähnen hervor und führte sofort einen Rundschlag.

Er hatte in der Eile nicht richtig zielen können, so dass die drei Riemen nur gegen den Stiefel des Henkers klatschten und dort keinen Schaden anrichteten.

Sofort nach dem Schlag schnellte Suko zur Seite und kam mit einer geschmeidigen Bewegung auf die Beine. Er wollte Nick Spiro in Sicherheit bringen, das gelang ihm nicht mehr. Destero war einfach zu schnell.

Bevor Suko den Mann noch erreichte, war der Dämonenhenker schon da, packte ihn und riss ihn mit sich.

Nick wehrte sich. Er hieb eine volle Rechte in die Mitte der Kapuze hinein, traf auch gut, aber dann schrie er auf und betrachtete seine blutenden Knöchel.

Suko stürmte heran. Er nahm jetzt keine Rücksicht mehr, wollte voll zuschlagen, doch der Henker spielte seine magischen Fähigkeiten aus.

Plötzlich verschwammen dessen Umrisse vor den Augen des Chinesen, wurden zu einem weichen Nebel, und die drei magischen Riemen der Peitsche pfiffen ins Leere.

Destero hatte sich entmaterialisiert. Und mit ihm Nick Spiro.

Bill kam zurück. Er sah seinen Freund mit gesenktem Kopf inmitten der Trümmer stehen und begriff. »Destero ist verschwunden, wie?«

Suko nickte. »Ja, er hat sich kurzerhand aufgelöst. Und mit ihm Nick Spiro.« Der Reporter fluchte. Davon wurde es auch nicht besser.

»Wie geht es der Frau?« fragte Suko.

»Wir müssen einen Arzt anrufen. Sie hat einen Schock bekommen.«

Suko deutete auf das zerstörte Telefon. »Versuch es mal.«

Bill hob die Schultern. »Was jetzt?« fragte er ratlos.

»Wir werden Sir James informieren müssen«, sagte Suko. »Außerdem werde ich das unbestimmte Gefühl nicht los, dass sich Destero und Nick dort befinden, wo man auch John Sinclair hingeschleppt hat.«

Bill Conolly nickte. »Da könntest du verdammt recht haben, alter Freund.«

Auf der Schwelle blieb ich stehen.

War das wirklich die erste Kammer? Ich konnte es kaum glauben, denn ich schaute in einen leeren Raum. Er war nicht einmal groß. Sieben Schritte schätzte ich bis zur gegenüberliegenden Wand. Fünf in der Breite, ein Rechteck also.

Hinter mir spürte ich einen Luftzug, wandte mich blitzschnell um und konnte gerade noch nach vorn springen, um von der zufallenden Tür nicht ins Kreuz geschlagen zu werden.

Als die Tür ins Schloss hämmerte, klang es wie ein Pistolschuss, und ich zuckte zusammen. Erst jetzt bemerkte ich, dass die Tür von dieser Seite keine Klinke besaß. Sie lief glatt von oben nach unten, wo sie fugendicht mit dem Boden abschloss.

Ich stand mutterseelenallein in der ersten Kammer. Drei sollten es sein.

Nach der ersten folgte die zweite. Ich rechnete wie ein Schulkind, aber ich sah keinen Eingang zur zweiten Kammer. Es gab nur die eine Tür, die in den dahinter liegenden Raum war nicht vorhanden. Nur Wand...

Ich wagte die ersten Schritte. Jetzt fiel mir auch auf, woher das Licht kam. Es drang aus der Decke und fiel wie ein violetter Schleier dem Boden entgegen, wo es sich ausbreitete und die gesamte Fläche bedeckte. Irgendeine technische Apparatur sah ich nicht in der Decke, nur kleine ovale Löcher, aus denen das Licht sickerte.

Bei genauerem Hinsehen jedoch da merkte ich, dass nicht alle Löcher gleich groß waren. Einige besaßen eine andere Größe, ihr Durchmesser war dreimal stärker.

Wie kam das, und was hatte es für einen Grund?

Ich ging weiter vor. Der Boden unter meinen Füßen war nicht allzu hart.

Er kam mir leicht schwankend vor, wie ein Sumpf, der noch nicht völlig ausgetrocknet war.

Sumpf? Dieser Begriff löste in mir böse Erinnerungen aus. Schon mehrmals hatte ich im Sumpf gesteckt. Wenn sich der Boden hier tatsächlich veränderte und zu einem Sumpf wurde, dann hatte ich keine Chance zu entkommen, denn hier konnte ich mich nirgends festhalten.

Ich erreichte die gegenüberliegende Wand.

Einen halben Schritt ging ich wieder zurück, weil ich die Wand genauer untersuchen wollte. Suchend fuhren meine Hände über das Gestein. Es musste doch einen Weg in die zweite Kammer geben, vielleicht stand irgendeine Kante vor, die man bewegen konnte, damit ein paar Steine zur Seite rückten und die Öffnung freigaben.

Nichts. Nur die wuchtige raue Steinwand. Schließlich schalt ich mich selbst einen Narren. Es lag auf der Hand, dass ich nichts fand. Man hatte mich ja nicht in irgendein Schloss auf der Erde eingesperrt, wo man damit rechnen konnte, auf Geheimgänge zu stoßen. Nein, ich befand mich in einer anderen Dimension, wo auch andere Gesetze herrschten. Da brauchte man keine Türen, Schlösser oder Geheimgänge. Hier konnte die schwarze Magie voll ausgespielt werden.

Heftig trat ich auf den Boden. Es gab ein dumpfes Geräusch, aber mein Fuß versank nicht in der Unterlage. So fest und hart war sie immer noch.

Ich schritt wieder zurück und blieb dort stehen, wo sich die Mitte des Verlieses befand. So konnte ich praktisch alle Seiten im Auge behalten, aber ich achtete nicht auf die Decke. Das war ein Fehler.

Plötzlich hörte ich ein Schaben, dann ein sirrendes Geräusch, das wegen der Stille besonders markant wirkte und genau über meinem Kopf ertönte.

Blitzschnell sprang ich zur Seite.

Keine Sekunde zu früh. Wo ich eben noch gestanden hatte, raste von der Decke her ein unten zugespitzter Stahlstab hernieder und hätte

mich genau in der Kopfmitte getroffen und durchbohrt. So aber hieb er mit unvorstellbarer Wucht in den Boden und verschwand kniehoch darin.

Nachträglich noch begannen mir die Beine zu zittern.

Mein lieber Mann, da hatte ich Glück gehabt. Jetzt wusste ich auch, wozu die größeren Öffnungen waren. Aus ihnen fielen die mörderischen Stäbe.

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn.

Die Kammern der Tausend Qualen sind diese Verliese genannt worden.

Asmodina hätte noch das Wort Schrecken hinzufügen sollen.

Doch ich war gewarnt. Dieser angeblich so leere Raum hatte es verdammt in sich. Ich schielte zur Decke. Aus den kleinen Löchern schien das Licht, die größeren bargen also diese hinterlistigen Fallen.

Minuten vergingen. Es geschah nichts. Wollte man mich hier schmoren lassen? Oder stand ich unter Beobachtung und traten die Fallen nur dann in Aktion, wenn ich mich der Mitte des Verlieses näherte? So musste es sein. Aber ich würde einen Teufel tun und vorgehen. Ich stand an der Wand ganz gut.

Dachte ich.

Dann jedoch bewies man mir, wie teuflisch die Tricks der Asmodina waren. Ich merkte es daran, dass sich die Wand in meinem Rücken erwärmte. Erst nur ein wenig, so dass es direkt angenehm war, aber dann wurde das Gestein immer heißer, und ich verbrannte mir fast die Hände, so dass ich sie hastig zurückzog.

Auf der Stelle drehte ich mich.

Dampf quoll aus der Wand. Sie musste Feuchtigkeit enthalten, die von der Hitze hinausgetrieben wurde. Der Dampf stieg mir ins Gesicht, ich spürte dessen Hitze und musste weiter zurück. Die Wand konnte ich schon nicht mehr anfassen, sie war einfach zu heiß.

Und sie wurde glühend. Die Steine schmolzen!

Obwohl sie nicht verliefen und ihre ursprüngliche Form beibehielten, strahlten sie doch eine mörderische Hitze ab, die sich über die gesamte Wand ausbreitete und sie zu einer glühenden Fläche machte.

Längst war ich in Schweiß gebadet. Die Hitze raubte mir den Atem. Ich bekam nur schwer Luft, keuchte und wischte mir das Wasser aus dem Gesicht, das aus allen Poren lief.

Ich schaute mich um. Auch die anderen drei Wände sahen nicht mehr normal aus. Sie glühten ebenfalls in diesem heißen, düsteren Rot. Es war wirklich eine teuflische Methode, um mich von der Wand in die Mitte des Verlieses zu locken, so etwas konnte nur einem kranken Geist oder einem verdammten Dämonen einfallen. Asmodina war eine wahre Meisterin darin.

Wieder das Sausen.

Diesmal kam ich nicht dazu, mich zur Seite zu werfen. Ich blieb stocksteif stehen und hatte Glück. Dicht neben meinem Fuß rammte der Stab in den Boden.

Das war knapp gewesen.

Plötzlich vernahm ich Asmodinas Stimme. Sie zitterte in wilder Freude.

»Na, John Sinclair, wie fühlst du dich? Schon ein wenig gegrillt?«

»Fahr zur Hölle!« schrie ich.

»Da bin ich bereits!« Sie lachte. Und in dieses Lachen hinein fiel der dritte Stab.

Er verließ die Öffnung, wurde ungeheuer schnell und rammte zu Boden.

Ich machte einen Satz zurück, der mich fast in die Flugbahn des nächsten Stabes gebracht hätte. Zum Glück sah ich ihn rechtzeitig, duckte mich und warf mich zu Boden.

Stange Nummer fünf hackte vor meinen Fußspitzen in die weiche

Erde.

Ich stand wieder auf.

Im gleichen Augenblick rasten zwei Stäbe aus den Öffnungen. Sie hätten meinen Rücken durchbohrt, nur ein artistischer Hechtsprung rettete mir das Leben.

Aber ich berührte die Wand.

Zum ersten mal, seit ich mich in dieser Kammer befand, brüllte ich auf.

Ich war mit der Schulter und dem Arm gegen die Wand geprallt. Die Hitze breitete sich sofort aus, fraß auch den Stoff und verbrannte mir die Haut.

Hastig zog ich den Arm zurück, lag dicht an der Wand auf dem Boden und schielte zur Decke. Verdammt, gegen diese Stäbe halfen mir auch meine Waffen nichts. Sieben waren es jetzt! Wohl verteilt. Vor mir, hinter mir und an den Seiten.

Wie kam ich hier nur raus?

Ein paar Sekunden vergingen. Erholung brachten sie nicht. Die Hitze war einfach zu stark.

Der Stab fiel mir ein, den Suko mir in seiner Großzügigkeit überlassen hatte. Wenn ein Stab her abfiel, konnte ich selbstverständlich versuchen, die Zeit anzuhalten. Ich brauchte nur das Wort Topar zu schreien, aber bis ich es gerufen hatte, war ich von dem Stab längst getroffen worden.

Es half alles nichts, ich musste zusehen, dass ich auch so durchkam.

Wann würde die nächste Lanze fallen? Ewig konnte ich ja auch nicht hier liegen leiben, obwohl ich mich hier in relativer Sicherheit befand, denn die nächst größere Öffnung war noch ein Stück entfernt.

Die Wände kochten weiter. Unerträglich wurde die Hitze. Sie fraß die Atemluft, die ich nötiger denn je brauchte. Meine Lungen schienen bereits zu glühen.

Ja, das war der Vorhof der Hölle, von dem auch der kleine Myxin

gesprochen hatte.

Schon jetzt zweifelte ich daran, ob ich diese erste Kammer überhaupt lebend hinter mich bringen konnte. Sie war schon eine reine Todesfalle, aber noch harmlos im Gegensatz zur zweiten und dritten Kammer. Ich stützte mich auf die Ellenbogen.

Verdammst, was war das?

Plötzlich waren beide Ellenbogen im Boden verschwunden. Was ich zuerst befürchtet hatte, war eingetreten. Die relativ feste Unterlage wurde weich und nachgiebig. Sie verwandelte sich in einen Sumpf!

Ich musste etwas tun. Blieb ich jetzt liegen, würde ich langsam aber sicher versinken.

Ich stand auf. Dabei musste ich meine Ellenbogen aus dem Sumpf herausziehen, so zäh war diese verdammte Masse. Als ich schließlich stand, tropfte ein brauner, widerlich riechender Schlamm von meinen Armen und klatschte als Tropfen zu Boden.

Der Untergrund wurde weicher.

Auch mit den Füßen sank ich schon ein. Wenn jetzt einer dieser verdammten Pfähle aus der Öffnung fiel, konnte ich gar nicht so schnell weg, weil das zähe Zeug meine Füße festhielt.

Meine Chancen fielen konstant mit der Sinkgeschwindigkeit in den Boden dieser verdammten Kammer.

Rechts die glühenden Steine, in der Mitte die mörderischen Stahllanzen, unter mir der Sumpf - wo sollte ich noch hin? Ich konnte mir die Möglichkeiten aussuchen, wie ich sterben wollte.

Nein, nicht sterben!

Verdammst, Sinclair, reiß dich zusammen. Noch lebst du, noch arbeitet dein Gehirn. Such einen Ausweg. Du findest ihn, du musst ihn einfach finden.

Die Stangen! Sie waren tödlich, wenn sie von der Decke herabfielen.

Aber sie konnten auch das Gegenteil sein, wenn sie im Boden steckten.

Dort bekam ich Halt.

Unter großen Mühen zog ich meinen rechten Fuß aus dem Boden, wagte einen kleinen Schritt und atmete auf, als sich keine Stange von der Decke löste.

Dafür bekam ich eine andere zu fassen. Sie war der berühmte rettende Strohhalm, und ich hielt eisern fest. Ich hatte mich so weit vorgebeugt, dass ich sie mit beiden Händen halten konnte. Sie bildete das Gegengewicht zu dem verdamten Sumpf.

Und er zog. Er hatte mich, sein Opfer, einmal gepackt und wollte mich nicht mehr freigeben. Da kam er bei mir an die richtige Adresse. Meine Angst mobilisierte Riesenkräfte, und ich widerstand dem Sumpf.

Der Schweiß lief mir wie Wasser über das Gesicht. Ich dachte über das Teuflische in diesem System nach. Da waren einmal die Stangen als gefährliche Mörder. Schaffte man es, ihnen zu entkommen, dienten sie gleichzeitig als Retter in der Not.

Doch der Sumpf gab nicht auf. Er barg einige Überraschungen. Plötzlich spürte ich, wie etwas meine Knöchel umklammerte. Ich senkte den Blick.

Meine Augen wurden groß. Aus dem Sumpf erschienen Hände, Schultern und die verzogenen Fratzen irgendwelcher Zombies...

Bill Conolly und Suko warteten, bis der Arzt erschien. Es war der Hausarzt. Bill hatte die Telefonnummer im Kalender der Frau gefunden.

Suko hatte die Wirtin auf ein Bett gelegt. Als der Arzt eintraf und sie untersuchte, nickte er ein paar Mal.

»Schock?« fragte Bill.

»Genau.« Der Doktor zog eine Spritze auf und schaute die beiden

Freunde scharf an. »Was ist hier eigentlich vorgegangen? Diese Verwüstung, sie ist nicht normal.«

»Es wäre zu kompliziert, Sir, Ihnen das zu erklären«, erwiderte der Reporter.

»Ihnen ist klar, dass ich die Polizei über die Vorfälle unterrichten muss.«

»Das brauchen Sie nicht. Wir übernehmen das.«

»Wieso?«

»Scotland Yard«, flunkerte Bill Conolly.

»Wie haben Sie mich überhaupt erreicht.« Der Arzt zeigte sich von Bills Antwort nicht im geringsten beeindruckt.

»Ich bin zur nächsten Zelle gelaufen.«

»Ah ja.«

Zehn Minuten später ging er. »Die Patientin wird jetzt die Nacht über schlafen. Ich sehe dann morgen nach ihr.«

»Vielen Dank für Ihre Mühe, Doc.«

»Ja, ja, schon gut.« Der Arzt verschwand mit wehendem Mantel.

Auch Suko und Bill hatten in diesem Haus nichts mehr verloren. Sie wollten jedoch dafür sorgen, dass ein Polizist Wache hielt. Wie es aussah, besaß die Wirtin keinerlei Angestellte, und wenn sie am anderen Morgen erwachte, war es gut, dass sich jemand in ihrer Nähe befand.

Die beiden Männer schritten durch den kleinen Vorgarten. Die Lampe der Treppe brannte noch immer, auch der Bentley stand unangetastet am Straßenrand.

»Ich rufe ihn an«, sagte der Reporter.

Sir Powell war nicht mehr zu Hause. Er hatte sich wieder in sein Büro begeben. Dort fühlte er sich wohler, da konnte er die Fäden ziehen, denn manchmal mussten Großaktionen eingeleitet werden. Der Reporter berichtete davon, dass Destero sein Ziel doch noch erreicht hatte.

»Wie war das möglich?« fragte der Superintendent.

Bill erzählte. Sir James schwieg. Er gab auch keinen weiteren Kommentar ab, sondern bat die beiden Männer ins Yard Building. Doch zuvor rief Bill seine Frau Sheila an, die sich bereits die größten Sorgen gemacht hatte. Der Reporter konnte sie beruhigen.

»Deshalb seid ihr nicht gekommen«, sagte Sheila.

»Wo steckt Jane?«

»Bei mir, wie auch Shao.«

»Dann sag den beiden, dass wir bei Sir Powell zu erreichen sind. Wir müssen jetzt abwarten.«

»Wollt ihr nichts zu Johns Rettung unternehmen?« fragte Sheila.

Bill lachte bitter auf. »Was denn?«

»Man müsste mit Myxin reden.«

»Der aber nicht zu finden ist«, sagte der Reporter. »Es tut mir leid, Sheila, im Augenblick können wir nicht weiter. Sollte sich irgendetwas ereignen, so halte ich dich auf dem Laufenden.«

»Okay. Und viel Glück.«

»Danke.«

Bill und Suko fuhren zum Yard-Gebäude. Um diese Zeit kamen sie besser voran. Sie fanden auf dem Hof die reservierte Parktasche leer und fuhren sofort hoch zur Sir James' Büro. Stühle standen schon bereit.

Der Superintendent ließ sich in allen Einzelheiten berichten, was vorgefallen war.

»Hat jemand von Ihnen eine Idee?« fragte er dann.

Bill holte eine Zigarette aus der Schachtel. »Man müsste wissen, wo diese andere Dimension liegt. Aber darüber kann uns nur Myxin Auskunft geben.«

»Und der ist verschwunden, nicht?«

»Leider, Sir.«

»Haben Sie keinen Anhaltspunkt, wo er stecken könnte?«

erkundigte sich Sir James.

»Nein, er hat John mitgenommen, ohne etwas zu sagen. Die Sache soll nur John allein etwas angehen.«

Sir James verzog die Mundwinkel. Dadurch wirkte sein Gesicht noch bissiger. Er schluckte eine Tablette und trank einen Schluck Wasser.

»Was sind das überhaupt für Mitarbeiter«, schimpfte er. »Wo sich einer auf den anderen nicht mehr verlassen kann.«

»Sehen Sie in dem Magier einen Mitarbeiter, Sir?« fragte Bill.

»Er steht jedenfalls auf unserer Seite.«

»Wobei er nicht verpflichtet ist, uns über seine Aktivitäten Auskunft zu geben.«

»Jetzt unterstützen Sie ihn noch!« bellte Sir James.

Suko mischte sich ein. »Seid doch mal ruhig«, sagte er.

Die Männer schwiegen. Der Chinese erhob sich von seinem Stuhl. Er ging einen Schritt vor, blieb dann stehen und lauschte.

»Was ist denn?« fragte Bill, hielt aber den Mund, als Suko eine abwehrende Handbewegung machte.

Einige Sekunden vergingen. Schließlich sagte Suko: »Ich habe eine Stimme gehört. Irgendjemand muss sich hier im Raum befinden.«

»Unsinn!« schimpfte Sir James.

»Doch, ich täusche mich nicht. Ich glaube auch, einen Hauch verspürt zu haben.«

Bill schwieg. Er kannte Suko lange genug, um zu wissen, dass der Chinese nie etwas sagte, um sich wichtig zu machen.

»Dann müsste derjenige unsichtbar sein«, sagte Sir James.

»Möglich.«

»Der Fall mit den Unsichtbaren liegt lange zurück. Und der damals gefundene Strahlenaktivator befindet sich unter Verschluss. Kommen Sie mir nicht mit so etwas.«

»Sie sollten nicht so zweifeln, Sir!«

Keiner der Männer hatte diese Worte gesprochen. Es war eine Frau gewesen. Aber alle drei zuckten zusammen. Sir James stand sogar von seinem Platz auf. Er hatte die Stirn gerunzelt und die Augen hinter seinen dicken Brillengläsern noch weiter aufgerissen.

»Wer bist du?« rief Suko. »Melde dich. Wir können dich nicht sehen. Bist du feinstofflich?«

»Ja...« Ein Hauch war die Antwort.

Bill rieselte ein Schauer über den Rücken. Auch Sir James hatte eine Gänsehaut bekommen. So etwas hatte er noch nie erlebt. Ein Geist in seinem Allerheiligsten. Das grenzte schon an Freveln.

Suko wiederholte seine Aufforderung, und er bekam eine Antwort. Der Geist sprach so laut, dass auch Bill und der Superintendent mithören konnten.

»Ich bin Kara, das Mädchen aus Atlantis. Ich habe meinen Geist vom Körper gelöst, um in die Dimensionen eindringen zu können. Ich muss sehen, was geschieht.«

Jetzt fiel bei den Männern der Groschen. Sie wussten von Kara, hatten sie aber noch nicht zu Gesicht bekommen. Allerdings wussten sie aus John Sinclairs Erzählungen von dieser Frau, die aus Atlantis stammte und Myxin in seinem Kampf unterstützte, obwohl sie im alten Atlantis Feinde gewesen waren.

»Was willst du von uns, Kara?« fragte Suko. »Hast du uns vielleicht eine Botschaft zu überbringen?«

»Nein, aber ich habe John Sinclair gesehen«, erklang wieder die zarte Stimme.

Bill ballte die Hände. »Wo?«

»Es ist weit, weit weg. Irgendwo in einer anderen Dimension. Er ist bei Asmodina und steckt in den Kammern des Schreckens. Es geht ihm nicht gut.«

Für einen Moment schlossen die drei Männer wie auf Kommando die Augen. Jeder wollte mit seinen Gedanken allein sein. Dann fragte

der Chinese: »Was kann man tun?«

»Nichts, ihr könnt nichts tun. Deshalb bin ich gekommen. Mehr wollte ich euch nicht sagen. Ich aber versuche ihm zu helfen. Vertraut mir bitte.«

»Und wo steckt Myxin?« wollte Bill wissen. »Auch in einer anderen Dimension?«

»Nein, doch ihr findet ihn nicht«, erklärte Kara. »Es hat keinen Zweck, wenn ihr ihn suchen wollt. Der Weg ist vorgeschrieben, niemand kann ihn jetzt verlassen. Macht euch keine Sorgen...«

Das waren die letzten Worte des Geistes. Jeder verspürte noch den kalten Hauch, dann war es vorbei.

Die drei schauten sich an. Ihre Gesichter zeigten den gleichen Ausdruck.

Eine Mischung aus Angst und Hoffen...

Ich kannte sie - die lebenden Leichen, die Untoten, die seelenlosen Geschöpfe, die von einem dunklen Trieb besessen waren und der Hölle dienten.

Schon oft hatte ich gegen sie gekämpft, hatte viele von ihnen endgültig getötet, meine Silberkugeln hatten ihr untotes Leben zerstört.

Sie sahen fast alle gleich aus. Die weißlich blaue Haut, die stumpfen, glanzlosen Blicke und die eckigen Bewegungen, die manchmal nur im Zeitlupentempo durchgeführt wurden, aber nicht weniger gefährlich waren, denn wen die Zombies einmal als Ziel ausgesucht hatten, den behielten sie auch im Auge.

Und noch etwas hatten alle gemeinsam: den Mordtrieb! Sie wurden auf ein Opfer fixiert und ließen es nicht mehr los.

Diesmal sollte ich das Opfer sein.

Ich fragte mich, wer diese Untoten waren. Denn sie sahen nicht wie dämonische Geschöpfe dieser Dimension aus, sondern waren

Menschen. Ja, Tote, die trotzdem lebten, und da fiel es mir wieder ein.

Hatte Asmodina nicht von Menschen gesprochen, die sie und ihre Schergen durch die Kammern der Tausend Qualen jagten, um daran ihren Spaß zu haben?

Das hatte sie in der Tat, und mir war klar, wer diese Untoten waren.

Menschen, die es nicht geschafft hatten und nun dieses schreckliche Schicksal erleiden mussten.

Sechs Hände zählte ich. Also hatte ich drei Zombies gegen mich.

Verdammst viel, wenn ich mir einen Kampf mit ihnen vorstellte. Und an einem Kampf würde ich nicht vorbeikommen.

Noch klammerte ich mich fest. Beide Hände hatte ich um zwei Eisenstäbe gekrallt, während ich die Zombies beobachtete, die mit eckigen Bewegungen immer weiter dem Sumpf entstiegen.

Es waren nur Männer. Ihre Oberkörper zeigten stockige Flecken.

Außerdem waren sie nicht bedeckt. Die Zombies trugen nur lange Hosen, die an ihren Beinen klebten.

Sie schauten mich an.

Ich musste mich wirklich beherrschen, um nicht mit den Zähnen zu klappern. Es waren wirklich Geschöpfe des Grauens. Der mir am nächsten stehende Zombie besaß überhaupt kein Kinn mehr. Es war irgendwie eingedrückt, und sein Gesicht wirkte dadurch wie verschoben.

Die Pupillen erinnerten mich an Murmeln.

Nein, einen schönen Anblick bot er wirklich nicht.

Und er schlug nach mir. Es war ein Schlag, über den ich normalerweise gelacht hätte. Aber hier konnte ich nicht ausweichen, und die kalte Totenhand klatschte gegen meinen Arm.

Ich merkte auch, welch eine Wucht hinter dem Hieb saß. Diese untoten Geschöpfe legten ihr gesamtes Körpergewicht in die Schläge

hinein, das sie auch nicht mehr abfingen, denn vom eigenen Schwung getragen fiel der Zombie nach vorn. Dabei berührte er seinen Artgenossen und zog diesen näher an sich heran.

Ich musste mir etwas einfallen lassen. Hatten mich die Zombies erst einmal richtig umzingelt, würde es mir schwer fallen, mich aus der Lage zu befreien.

Zum Glück besaß ich meine Waffen. Ich kam zwar an das Kreuz heran, hätte jedoch Verrenkungen ausführen müssen, um es mir über den Kopf zu streifen.

Da war der Dolch auch schon besser. Ich riss ihn aus der Lederscheide am Gürtel. Und dann stieß ich zu. Mit einer Hand nur hielt ich mich dabei an der Stange fest, während mein rechter Arm nach unten fiel und sich die Dolchklinge in den Rücken des ersten Zombies bohrte.

Er stieß einen Laut aus, der eigentlich unbeschreiblich war. Sein Körper zuckte, er warf sich noch herum, so dass ich einen Blick auf die blaubleiche, fast durchsichtige Haut werfen konnte, und dann versank er langsam im Sumpf.

Sein untotes Leben war zerstört, und der Untergrund tat das, was seine eigentliche Aufgabe war. Er verschluckte ihn...

Noch zwei Gegner.

Durch meine erste Aktion war ich wieder etwas tiefer gesackt, weil ich mich nicht stark genug festgehalten hatte. Jetzt zog ich mich wieder höher.

Die beiden restlichen Zombies dachten gar nicht daran, aufzugeben. Sie störte das Ende ihres Artgenossen auch nicht, denn sie wollten weiterhin meinen Tod.

Einer breitete seine Arme aus und warf sich nach vorn. Seine Totenklaue berührten zwar noch die Stäbe, aber sie rutschten daran ab. Wie eine Marionette versuchte der Untote eine zweite Attacke und erhob sich wieder.

Ich ließ ihn wieder kommen. Dann fuhr mein Dolch nach unten.
Diesmal traf ich die lebende Leiche von vorn. Das geweihte Silber
breitete sofort seine Kraft aus und tötete das Monster endgültig.

Noch einer!

Wir starrten uns an. Das war der schlimmste. Wenigstens sah er so
aus.

Graue Haare, die strähnig in sein Gesicht hingen. Ein aufgerissener
Mund, aus dem mir Modergeruch entgegen strömte. Sehr lange Arme.

Mit Händen, die mich an Spinnenfinger erinnerten. Bis zur Hüfte
steckte er im Sumpf, und er bewegte sich trotz der ziehenden Kraft
weiter nach vorn, um mich zu packen.

Ich ließ ihn kommen.

Plötzlich war ich eiskalt. Die Panik der letzten Minuten war
vergessen.

Ich fühlte mich wieder als der Geisterjäger. Zu oft schon hatte ich
gegen Untote gekämpft und auch gewonnen.

Hier sollte es nicht anders sein.

Ich wartete, bis er beide Hände nach mir ausstreckte, dann ließ ich
eine Stange wieder los, klammerte mich nur mit der linken Hand fest
und schnellte den rechten Arm vor.

Der Zombie versuchte nicht einmal eine Abwehrbewegung. Die
silberne Klinge traf ihn zwischen den beiden Armen hindurch direkt
in die Brust.

Auch dieser Stich war tödlich. Der Zombie riss noch seine Arme
hoch, dann kippte er wie im Zeitlupentempo nach hinten und wurde
in den Sumpf gezogen.

Die drei Gegner lebten nicht mehr. Ich konnte aufatmen. Vorerst
wenigstens. Ich wusste allerdings nicht, welche Überraschungen die
Kammer noch für mich bereithielt.

Den Dolch ließ ich wieder verschwinden und schaute zu, wie auch
der letzte Untote im Sumpf verschwand. Der Sumpf warf keine

Blasen, er schmatzte auch nicht, wie ich es von einem normalen Sumpf oder Moor kannte, er verschluckte seine Opfer mit einer nahezu erschreckenden Lautlosigkeit.

Zurück blieb nichts. Auch nichts von den drei Zombies. Zuletzt verschwand der graue Haarschopf des Untoten vor meinen Blicken.

Ich atmete auf. Noch immer hing ich an der Stange, und noch immer glühten die Wände. Ferner steckte ich bis über die Knöchel im Sumpf, aber ich wollte nicht aufgeben.

Wie ein Schüler, der in der Turnhalle das Stangenklettern lernt, so hielt ich mich fest, und es gelang mir, meine Beine aus dem Sumpf zu ziehen.

Auch sie klammerte ich um die Stange fest.

So ruhte ich mich erst einmal aus. Obwohl das Wort ausruhen falsch gewählt war, denn auch diese Stellung konnte verdammt unbequem werden.

Da fiel mir etwas auf.

Die Wände glühten nicht mehr so stark. Im gleichen Rhythmus, wie es begonnen hatte, ging das Glühen zurück. Die intensive rote Farbe schwächte sich ab, und langsam trat wieder das Blaugrau der normalen Steine hervor.

In mir wuchs der Verdacht, dass ich die Schrecken der ersten Kammer heil überstanden hatte. Ein Hoffnungsfunk?

Vielleicht. Doch wenn ich darüber nachdachte, welche Schwierigkeiten mir diese Kammer schon bereitet hatte, dann war es leicht, sich vor der nächsten zu fürchten.

Wirklich, ich hatte Angst, dass ich bei der zweiten versagen würde.

Die Hitze nahm ab, ein normales Atmen war wieder möglich, und ich probierte etwas aus. An der Stange ließ ich mich ein wenig tiefer rutschen, löste ein Bein und stellte den Fuß zu Boden.

Widerstand. Ich spürte Widerstand. Wer sagte es denn? Auch der Sumpf war verschwunden, der Untergrund hatte wieder seine alte

Festigkeit angenommen.

Ich ließ die Stange los und sprang zu Boden. Gleichzeitig zuckte ich zusammen und schaute nach oben, denn ich rechnete damit, von weiteren gefährlichen Lanzen attackiert zu werden, was zum Glück nicht geschah. Man ließ mich in Ruhe.

Langsam kühlte auch meine Haut ab. Der Schweiß auf meinem Körper wurde zu einer kalten Schicht, an der die Kleidung regelrecht festklebte.

Auf einmal erklang wieder die Stimme der Teufelstochter.
»Gratuliere, John Sinclair, die erste Kammer hast du geschafft. Darauf kannst du dir schon etwas einbilden. Neunzig Prozent haben bereits hier schon versagt. Aber du bist ein besonderer Mann, dich darf man nicht unterschätzen.«

»Danke, aber die Komplimente kannst du dir sparen«, erwiderte ich ätzend. »Die Zombies, die ich erledigt habe, waren das die Opfer, die du dir ausgesucht hattest?«

»Ja.«

»Ich hatte es mir gedacht.«

Zwischen zwei Stangen war ich stehen geblieben. Mein Blick suchte die Teufelstochter, doch ich sah sie nicht, aber ich spürte ihre Nähe, denn das Kreuz sandte einen leichten Strahlenkranz ab.

Asmodina und mein Kruzifix - das war wie Feuer und Wasser. Der ewige Kampf zwischen Gut und Böse, der bisher unentschieden ausgegangen war.

»Und nun die zweite Kammer«, sagte die Teufelstochter, »Komm mit, Geisterjäger.«

Ich blieb trotzdem stehen. »Wo ist sie?«

»Geh erst einmal vor.«

Es gab ja doch keinen anderen Ausweg. Deshalb tat ich das, was die von mir verlangte. Ich schritt langsam auf die gegenüberliegende Wand zu, die sich plötzlich veränderte.

Die Wand verschwand vor meinen Blicken, sie löste sich buchstäblich auf, und stattdessen erschien ein Tor. Der Eingang in die zweite Kammer!

Ich zögerte unwillkürlich, doch Asmodinas Stimme peitschte mich voran.

»Geh, geh nur. Sie erwarten dich. Und hindurch musst du schon, John Sinclair!«

Ich tat ihr den Gefallen und betrat die zweite Kammer, nicht wissend, welche Schrecken mich dort erwarteten...

In Atlantis hatten sie sich als Feinde gegenübergestanden. Doch nun, über 20.000 Jahre später, war alles anders. Da gehörten sie zusammen.

Myxin, der kleine Magier, und die dunkelhaarige Kara, die Schöne aus dem Totenreich, wie sie auch genannt wurde.

Dass Atlantis versunken war, daran gab es nichts zu rütteln. Aber beide wussten, dass nicht alle Menschen starben. Einige überlebten, und es überlebten die großen Dämonen, die gefährlichen Feinde der Menschheit. Sie waren nicht zu töten, obwohl es im alten Atlantis Weiße Magier gegeben hatte, die alles versuchten, um den Terror finsterer Dämonen zu brechen.

Zu den Weißen Magiern hatte auch Karas Vater gehört, dessen Erbe das Mädchen nun antrat. Sie besaß magische Fähigkeiten, die ihr nicht angeboren, sondern antrainiert waren. Kara konnte ihren Geist vom Körper lösen, etwas Unglaubliches, Unwahrscheinliches. Allerdings konnte sich dieser Geist nicht an anderer Stelle manifestieren, er blieb unsichtbar und feinstofflich. In diesem Zustand bedeuteten Dimensionsschwellen kein Hindernis für ihn. Der Geist durchdrang sie, überwand die Grenzen der Dimensionsreiche und war ein ausgezeichneter Spion, um hinterher die Erkenntnisse zu verwerten, die er in den Schattenreichen

gewonnen hatte.

Allerdings war solch ein Ausflug nicht ungefährlich. Denn auch Dämonen beherrschten die Gabe der Beschwörung. Und es konnte ihnen leicht gelingen, den Geist zu bannen und ihm magische Fesseln aufzulegen.

Dann würde er nie wieder in den Körper zurückkehren, der für alle Zeiten eine leere Hülle blieb.

Das alles wusste Myxin ebenfalls, und deshalb hegte er auch die Befürchtung, dass etwas schief laufen könnte.

Es war inzwischen stockfinster geworden. Auch hatte die Kühle innerhalb des Tales zugenommen. Die Stille der Nacht breitete sich aus, die Wälder an den Hängen waren nur als dunkle Schatten zu erkennen, und das einzige Geräusch, das die Stille durchschnitt, war das Rauschen des schnell fließenden Bachs, der aus den Hügeln kam und das kleine Tal in seiner Mitte teilte, Doch etwas war anders als sonst.

Die Steine reagierten. Sie waren mit Magie vollgepumpt und spielten sie auch aus. Je dunkler es um sie herum wurde, umso intensiver strahlten sie das rote Leuchten ab. Allerdings warfen sie ihren Schein nur in das magische Quadrat, in dem der Frauenkörper steif und still lag, als wäre er tot. Das Licht der Steine ließ ihn aussehen wie mit Blut übergossen, und Myxin, der am Rande des Quadrats hockte, konnte seinen Blick einfach nicht abwenden.

Immer wieder musste er in das Gesicht schauen, in dem sich kein Muskel bewegte und kein Zucken der Haut verriet, dass vielleicht doch Leben in Kara steckte.

Wie viel Zeit inzwischen vergangen war, wusste der kleine Magier nicht.

Außerdem spielte die Zeit für ihn nur eine zweitrangige Rolle. Er sah den Erfolg, da kam es auf ein Jahr mehr oder weniger nicht an, wenn man gewohnt war, in Tausenden von Jahren zu rechnen.

Myxin war so in Gedanken versunken, dass er nicht merkte, wie ihn jemand beobachtete. Es gab ein Augenpaar, das den Rücken des Magiers nicht losließ, und diese Augen glitzerten gelblich, als würde dort, wo der Wald begann, kein Mensch hocken.

Nichts warnte Myxin, er wähnte sich allein, und er stand langsam auf. Er wollte zu Kara hin, sie anschauen und den Versuch machen, über ihren Körper Kontakt mit ihrem Geist herzustellen. Denn Myxin machte sich auch um John Sinclair Sorgen.

Er dachte an die Kammern der Tausend Qualen. Sie waren ein Begriff in der Dämonenwelt und selbst bei den Schwarzblütern als Strafe gefürchtet. Menschen hatten so gut wie keine Chance, in ihnen zu überleben, weil es auch die Dämonen nicht immer schafften, die Kammern zu durchqueren. Wurde aber ein Mensch mit diesen Schrecken konfrontiert, zerbrach er daran.

Das wusste Myxin, obwohl er die Kammern nie selbst gesehen hatte, aber sie existierten schon seit Anbeginn und würden auch immer bleiben.

Er schritt in das Quadrat hinein und ging neben Kara auf die Knie. Lange schaute er sie aus der Nähe an. Sie regte sich nicht.

Myxin streckte seine Hände aus und fuhr tastend mit den Fingern über das Gesicht der Frau. Kalt, irgendwie erstarrt fühlte sich die Haut an. Als wäre kein Leben mehr in ihr.

»Kara«, hauchte der Magier.

Es war ein Versuch, der fehlschlug, denn eine Antwort bekam Myxin nicht. Kara konnte ihn nicht hören. Der Geist hatte ihren Körper verlassen, und folglich arbeiteten auch die Sinnesorgane nicht mehr.

In einer behutsam anmutenden Bewegung strich Myxin dem Mädchen einige schwarze Haare aus der Stirn, die über die Augenlider gefallen waren. Kara zuckte nicht einmal.

Wie tot lag sie dort.

Und das Augenpaar beobachtete weiter. Aber nicht nur eins, zwei andere hatten sich zugesellt. Noch hockten sie dicht zusammen, wisperten, räunten, doch so leise, dass das Säuseln des Nachtwindes diese Geräusche übertönte.

Dann trennten sich die Augenpaare. Nur eins blieb zurück, die anderen erhoben sich und schwebten plötzlich über den Bäumen, wobei von den Körpern nichts zu sehen war, da sie mit der Dunkelheit der Nacht zu einer Einheit verschmolzen.

Auch jetzt wurde Myxin nicht gewarnt. Seine innere Alarmglocke schlug nicht an, obwohl sich die tödliche Gefahr immer mehr zusammenballte und einen engen Kreis um den kleinen Magier zog. Myxin war von Karas Anblick zu sehr gefesselt.

Wie mochte es ihr ergangen sein? Wo befand sich ihr Geist jetzt? Besaß er überhaupt noch einen Kontakt zu ihrem Körper oder war alles getrennt?

Fragen, auf die Myxin zu gern eine Antwort gehabt hätte, doch er bekam sie nicht.

Kara schwieg. Ihr Mund konnte nicht reden, ihre Augen konnten nicht sehen, sie war ein Wesen ohne Seele. Und schutzlos...

Während die Steine weiterhin ihr rotes Licht über die beiden Personen gossen, zog die tödliche Gefahr einen immer enger werdenden Kreis um das magische Quadrat. Von drei Seiten kesselte sie es ein, denn Asmodina hatte ihre Boten geschickt. Sie wusste sehr wohl, wer gegen sie kämpfte, und da sie selbst mit Sinclair beschäftigt war, die Gunst der Stunde jedoch ausnutzen wollte, hatte sie ihre Todesengel auf die Reise geschickt.

Die Wesen mit den feuerroten Haaren, den gelbgrünen Augen und den Flügeln auf den Rücken. Sie stellten das genaue Gegenstück zu den Engeln des Himmels dar, nur waren sie nicht so mächtig, weil Asmodina einen zu starken Egoismus zeigte.

Die Todesengel wussten sich zu bewegen. Sie hatten die Flügel angelegt und ließen sich nur von den Aufwinden tragen, um sich durch das Geräusch der sich bewegenden Flügel nicht zu verraten. Sie wollten über Myxin und Kara kommen wie der Blitz in der Nacht.

Und sie näherten sich dem Quadrat. Lautlos, unbeirrbar...

In der Dunkelheit waren wirklich nur ihre Augenpaare zu sehen, die sich nun langsam dem Erdboden entgegen senkten. Die drei Todesengel landeten...

Flügel klappten zusammen. Den Rest des Weges wollten sie zu Fuß zurücklegen.

Sie gingen vor. Kein Geräusch war zu hören. Die Todesengel verstanden es, sich absolut lautlos zu bewegen.

Myxin merkte noch immer nichts. Er konzentrierte sich voll auf die schöne Kara, doch einen Erfolg zeigte dies nicht. Karas Geist, in der Unendlichkeit der Dimensionen verschwunden, meldete sich nicht. Er ließ Myxin mit seiner Angst allein.

Die drei Todesengel befanden sich dicht neben den magischen roten Linien, die die vier Steine miteinander verbanden. Sie warteten, bis jeder bereit war.

Dann stiegen sie hoch. Sie breiteten gemeinsam die Flügel aus, schlügen sie nach unten, und dieses Geräusch war es, was der kleine Magier letzten Endes doch vernahm.

Er drehte sich um.

Ich stand an der Schwelle zur zweiten Kammer. Hinter mir schob sich die Wand kurzerhand zusammen. Nicht den leisesten Laut vernahm ich, als sich die Materie wieder verdichtete.

Abermals war ich gefangen.

Und wie beim ersten mal schaute ich in ein völlig leeres Verlies hinein.

Es wiederholte sich. Die Farbe der Wände, das Licht, das aus der Decke fiel, und auch die Maße des Verlieses waren die gleichen geblieben. Ich fand keine Veränderung.

Unbewusst schielte ich zur Decke. Aber dort gab es nichts, was mich störte, nur der glatte Stein, keine Löcher, aus denen mir Gefahr drohen konnte. Völlig glatt.

Ich ging behutsam einen Schritt nach vorn und tastete mit meiner Schuhspitze den Boden ab. Er war hart. Kein Einsinken mehr, mir kam überhaupt nicht der Gedanke, auf Sumpf zu laufen.

Und doch sollte diese Kammer gefährlicher sein als die erste. Nur - wo lauerte die Gefahr?

Ich schaute mich suchend um, meine Blicke tasteten jeden Zoll ab, ohne etwas zu entdecken. Daran, dass die Teufelstochter mich narren wollte, glaubte ich nicht. Sie hatte irgendetwas in der Hinterhand, das sie bestimmt gleich ausspielen würde.

Irgendwo musste eine Falle lauern, dessen war ich mir sicher.

Ich durchmaß die Kammer. Dabei hielt ich mich immer dicht an der Wand, ging mit langsamem Schritten. Ich nahm mir viel Zeit, klopfte die Wand ab und suchte nach verborgenen Hohlräumen.

Da war nichts. Das Gestein schien für eine Ewigkeit hergestellt zu sein.

An der vom Eingang aus gesehenen rechten Wand schlich ich entlang und hatte etwa die Hälfte der Strecke hinter mich gebracht, als ich die Veränderung in der Beleuchtung wahrnahm.

Das rötlich violette Licht begann zu flackern. Mein Blick flog hoch zur Decke, wo sich die Quelle befand. Und dort veränderte sich einiges.

Das Rot verschwand, wurde blasser und erinnerte mich an die glühenden Wände. Andere Farben erschienen. Grau, mal dunkel, dann wieder weißer.

Die letzte Farbe blieb. Sie veränderte sich nur insofern, bis die

Decke eine grauweiße Tönung angenommen hatte. Sie war völlig glatt. Wie eine Leinwand. Keine Unebenheiten zierten sie, und ich sah auch keine Gefahr.

Noch nicht...

Doch auch die leere Fläche blieb nicht. Schatten erschienen. Bizar tanzten sie auf der Decke, wie Bilder, die unter einen Projektor lagen und heftig bewegt wurden, damit kein klares Bild mehr zu erkennen war.

Aber hier wurden die Bilder klarer. Sie formten sich zu runden Gegenständen zusammen, deren Konturen zwar verwischt waren, aber im Laufe der Zeit immer festere Umrisse annahmen.

Aus den Schatten kristallisierten sich Gesichter hervor!

Ich war völlig perplex. Im ersten Augenblick so überrascht, dass ich sogar das Atmen vergaß. Die Gesichter kannte ich. Sehr gut sogar. Sie gehörten meinen Freunden.

Ganz links erkannte ich Jane Collins. Es folgte Bill Conolly, dann Suko, auch Sheila sah ich, sogar Sir James Powell und den Kommissar Mallmann aus old Germany.

Sie starrten mich an, und ich hatte das Gefühl, als wären ihre Blicke anklagend und traurig auf mich gerichtet, als wollten sie mir etwas sagen, es aber nicht schafften, weil dort eine Sperre war, die sie nicht durchbrechen konnten.

Mir rann ein Schauer über den Rücken.

Was hatten diese Bilder zu bedeuten? Erlebte ich jetzt in dieser Kammer den psychischen Terror, nachdem ich den körperlichen hinter mich gebracht hatte. Würde und sollte ich daran verzweifeln, bis ich völlig durchdrehte?

Ich konnte meinen Blick einfach nicht von der Decke abwenden. Wie hypnotisiert klebte er daran. Kristallklar hoben sich die Gesichter meiner Freunde von der Unterfläche ab. Und mir schien es, als würden die Gesichter leben, als wollten mir die Lippen etwas

mitteilen. Eins hatten sie auf jeden Fall gemeinsam, so unterschiedlich sie auch waren.

Ihre Augen besaßen einen wissenden, aber auch leidenden Ausdruck.

Einen Ausdruck des Schmerzes, als würden sie trauern.

Aber um wen? Um mich?

Mein Gott, wenn ich darüber nachdachte, dann wurde es mir schon komisch. Hier in dieser fremden, absolut gefährlichen und oft tödlichen Dimension erlebte ich diesen Gruß aus einer fernen, mir lieb gewordenen Welt.

Die Gesichter der Freunde blieben stumm. Niemand sagte etwas, nichts bewegte mich - sie schauten mich nur an. Und das war das Schlimme.

Nein, ich konnte einfach nicht mehr hinschauen, es fiel mir immer schwerer, ihre Blicke zu ertragen. Zu leidend, zu traurig waren sie, und dann geschah etwas, das mich bald durchdrehen ließ.

Die Gesichter reagierten doch. Das heißt, die Augen.

Deutlich erkannte ich, wie sie sich mit einer wasserhellen Flüssigkeit füllten, die hin und herzitterte, obwohl sich die Pupillen nicht bewegten..

Vom langen Starren tat mir der Nacken schon weh, aber ich senkte meinen Kopf nicht. Mir kam es vor, als würde ich unter einem inneren Zwang stehen als wären meine Blicke mit den an der Decke erschienenen Gesichtern durch ein unsichtbares Band verbunden.

Das Wasser füllte sich soweit auf, bis es vollkommen die Augen bedeckte.

Dann veränderte es seine Farbe! Zuerst sah ich nur den rosa Schimmer, ein feiner Hauch in der klaren Flüssigkeit, doch bald verstärkte er sich und wurde zu einem kräftigen Rot.

Dies geschah bei allen Augen gleichzeitig. Die Intensität der Farbe unterschied sich nicht im geringsten, und das Rot wurde noch

kräftiger, füllte sich von innen auf, bis es fast dunkel war. Dunkel - wie Blut!

Der Gedanke kam mir urplötzlich, und ich merkte, dass er gar nicht so falsch gewesen war.

Den Beweis bekam ich Sekunden später. Die Augen meiner Freunde - bis zum Rand aufgefüllt - begannen zu tränen.

Als dicke Tropfen rann es aus ihnen heraus und dem Boden entgegen, wo die blutigen Tränen aufklatschten und mit einem zischenden Geräusch verdampften.

Es war kaum zu fassen, noch weniger zu begreifen, aber es stimmte. Die Augen meiner Freunde weinten blutige Tränen! Um wen? Vielleicht um mich?

So musste es sein. Ich konnte es einfach nicht aus der Welt schaffen.

Meine Freunde weinten. Träne für Träne fiel aus den Augen. Die dicken Tropfen klatschten zu Boden, zischten und verdampften.

Ich stand da und staunte. Staunte, fieberte innerlich und wurde von einer beklemmenden Furcht gepackt.

Was hatte das zu bedeuten? Wollte mir Asmodina damit klarmachen, dass ich für sie und meine Freunde schon so gut wie gestorben war?

Wenn ja, dann war ihr das wirklich gut gelungen. Sie hatte mir einen echten Schock versetzt.

Ich ging einen Schritt vor, näherte mich den von der Decke herabfallenden Tränen - und da geschah es. Plötzlich verlor ich den Boden unter meinen Füßen.

Ich war auf eine Falltür getreten!

Dieses Wissen schoss mir in einer nicht mehr zu messenden Zeitspanne durch den Kopf. Doch instinkтив reagierte ich genau richtig. Schon in der Luft schwebend warf ich meinen Oberkörper vor, streckte die Arme aus und versuchte, mit beiden Händen die Kante der Falltür zu umfassen.

Es gereichte mir zum Vorteil, dass die quadratische Öffnung nicht sehr groß war. Ich hatte Glück und schlug meine Finger in den Rand der Falltür.

Ein Ruck.

Mein eigenes Gewicht wollte mich in die Tiefe reißen. Ich spürte den Schmerz in den Armen, gab aber nicht auf und hielt eisern fest. Ich pendelte aus.

Langsam beruhigten sich meine aufgepeitschten Nerven. Die erste schlimme Hürde war genommen. Aber ich hing über dem Abgrund, und der gesamte Halt konzentrierte sich nur auf die Finger.

Noch war mein Blick zur Decke gerichtet, und dort sah ich weiterhin die Gesichter meiner Freunde. Nur quollen keine Tränen mehr aus ihren Augen. Nur die Farbe blieb, und sie entstellte die Gesichter.

Schließlich senkte ich meinen Kopf und schielte an mir vorbei in die Tiefe. Ich wollte sehen, wie weit ich unter Umständen noch fallen konnte, wenn meine Hände abrutschten.

Obwohl ich nicht viel erkennen konnte - der Blickwinkel war einfach zu schmal -, sah ich doch die schleimigen, grausamen Wesen, die geduckt auf dem Boden hockten. Leichengeruch traf meine Nase.

Da unten hockten Ghouls!

Sie allein waren schon schlimm genug. Noch gefährlicher allerdings waren die spitzen Lanzen, die sie in ihren widerlichen Händen hielten...

Eine Person wie Myxin konnte man nicht so leicht überraschen. Doch in dieser Situation wurde er überrascht. Nie hätte er mit dieser Gefahr gerechnet.

Drei Todesengel waren da!

Und sie standen am Rande des magischen Quadrats, so dass sie Myxin gar nicht verfehlten konnten und ihm auch den Fluchtweg

abschnitten.

Er wäre trotzdem nicht geflohen, denn nie hätte er eine Frau wie Kara im Stich gelassen. Er würde um ihr und sein Leben kämpfen, mit allen Kräften, die ihm zur Verfügung standen.

Asmodinas Leibwächter schwiegen. Niemand wusste, wie groß ihre Zahl eigentlich war, auf jeden Fall fanden sie immer neue Mitglieder, die diesen höllischen Reigen verstärkten.

Und sie waren bewaffnet.

Sie erinnerten dabei an die Amazonen aus der Antike. Auch die hatten Pfeile und Bogen getragen, wie die Todesengel. Myxin wusste, wie gut diese Geschöpfe mit ihren Waffen umzugehen wussten, sie trafen praktisch die Fliege an der Wand.

Noch waren ihre Bogen nicht gespannt. Sie lagen über ihren Schultern. Die Köcher mit den Pfeilen waren auf den Rücken der Todesengel befestigt.

»Du hast dich an Asmodinas Befehle nicht gehalten«, sagte der Todesengel, der Myxin genau gegenüberstand. »Wer so etwas tut, wird von uns bestraft.«

»Wollt ihr mich töten?«

»Wir müssen es. Durch Asmodinas Gnade bist du am Leben geblieben, doch du hast es ihr schlecht gedankt und versucht, deine Kräfte zurückzugewinnen, um sie zu bekämpfen. Glaube nur nicht, dass wir nichts gemerkt hätten, denn unsere Beobachter sind überall. Es hat sich im Dämonenreich herumgesprochen, dass ein kleiner grüner Gnom versucht, sich gegen die große Asmodina zu stellen. Und das hat die Teufelstochter erzürnt, wie du dir sicherlich vorstellen kannst. Deshalb können wir so etwas nicht durchgehen lassen. Zudem hast du versucht, Verbündete zu finden. Es ist dir auch gelungen. Kara liegt dort. Aber sie kann sich nicht wehren, und du wirst zusehen müssen, wenn wir sie zuerst töten.«

Mit einer geschmeidigen Schulterbewegung ließ der schwarze

Todesengel den Bogen vom Arm rutschen, um ihn in die Hand zu nehmen. Mit der anderen Hand zog er einen Pfeil aus dem Köcher und legte ihn blitzschnell auf den Bogen.

Myxin brauchte sich gar nicht erst umzudrehen, um zu wissen, dass die beiden anderen Todesengel das gleiche taten. So nahm man ihn von drei Seiten in die Falle.

Was sollte er tun?

Myxin überlegte fieberhaft. Die schwarzen Engel waren seine erklärten Feinde. Sogar Todfeinde. Von dem, was sie gesagt hatten, stimmte jedes Wort. Myxin hatte sich mal in Asmodinas Klauen befunden, war von ihr entführt worden, und es mussten schon zwei Menschen wie John Sinclair und Damona King kommen, um ihn aus den Klauen der Teufelstochter zu reißen. Danach war Myxin von ihr abermals gefunden und gedemütigt worden. Asmodina nahm ihm seine Kräfte, und wieder war es John Sinclair gewesen, der ihm nach dem Kampf gegen die grausamen Ritter den Lebensmut zurückgegeben hatte.

Myxin machte weiter, er kämpfte weiter. Gegen seine ehemaligen Artgenossen und auch gegen Asmodina. Er war zwar längst nicht mehr so mächtig wie früher, als er noch selbst auf der Seite der Dämonen stand, aber alle Kräfte hatte ihm die Teufelstochter doch nicht rauben können. Etwas war zurückgeblieben und nur verschüttet gewesen.

Er hatte es aktivieren können, führte wieder kleinere Beschwörungen durch und fühlte sich nun wesentlich stärker, nachdem er auf Kara getroffen war.

Jetzt bewies man ihm, wie harmlos er doch letzten Endes war. Wie einen Anfänger hatten ihn seine Gegner überrascht. Nichts konnte Myxin noch retten.

Als er sich dessen bewusst wurde, stieg in ihm das Gefühl hoch, das er früher als Dämon nie oder höchst selten gekannt hatte. Angst!

Ja, er hatte plötzlich Angst, dass hier bei den flaming stones alles zu Ende war.

Wirklich alles? Myxin wollte das nicht. Es durfte nicht sein, denn er stand erst am Beginn. Er wollte weiter existieren, er wollte kämpfen und nicht vernichtet werden.

Er hatte geringe magische Fähigkeiten zurückgewonnen, unter anderem beherrschte er die Telepathie und auch die Teleportation. Beides hätte er jetzt einsetzen können, doch wenn er sich weg teleportierte, lag Kara deckungslos vor den Pfeilspitzen der Todesengel. Dann war er an ihrem Ende schuld, denn dass die Höllenbotinnen sie schonen würden, daran glaubte er nicht.

Wenn sie sterben sollten, dann gemeinsam.

Aber konnte Kara überhaupt sterben? Hatten ihre Organe die Funktion nicht längst eingestellt und war nicht ihr Geist aus dem Körper getreten?

Doch, sie konnte. Denn wenn die Pfeile in ihren Körper drangen und lebenswichtige Organe zerstörten, dann würde die Seele einen toten Körper vorfinden, der nicht mehr in der Lage war, normal zu reagieren und zu funktionieren. Kara wäre für immer dazu verdammt, als Geist durch die Dimensionen zu irren.

Myxin befand sich wirklich in einer teuflischen Zwickmühle. Was sollte er tun?

»Sinnst du über einen Ausweg nach?« wurde er gefragt.

»Es gibt wohl keinen«, erwiderte der kleine Magier mit tonloser Stimme.

»Sehr richtig.« Der Todesengel hatte den Pfeil auf die Sehne gelegt und sie gespannt. »Du wirst es nicht schaffen, aus dieser Lage einen Ausweg zu finden.«

Myxin nickte. Er gab sich geschlagen, aber in seinem Innern tobte eine Hölle. Er sammelte all seine Kräfte, die er im Laufe der Zeit wieder zurückgefunden hatte, in seinem Kopf formten sich lautlose

Hilfeschreie, und er suchte den Kontakt mit Wesen, die ihm unter Umständen helfen konnten. Er schickte seine Gedanken hinaus, hoffte auf ein Echo, durchtastete Räume, Welten...

Nichts...

Noch ein Versuch. Was hier lange beschrieben ist, dauerte in Wirklichkeit nur Sekunden. Und Myxin bekam Antwort.

Er spürte eine Magie. Die Magie der Steine...

Die flaming stones antworteten ihm. Sie, die ebenfalls mit Magie gefüllt waren, hatten seine verzweifelten Hilfeschreie vernommen. Würden sie reagieren?

»Wir haben lange genug gezögert«, sagte der erste Todesengel. »Ihr sollt sterben...«

Myxin wich zurück. Der Todesengel lächelte nur und ging einen Schritt vor, damit die Entfernung gleich blieb. Jetzt befand er sich innerhalb des Quadrats.

Myxin schielte aus den Augenwinkeln. Auch die anderen beiden Todesengel schienen es ihrer Artgenossin nachgemacht zu haben.

Der kleine Magier raffte noch einmal sämtliche Kraft zusammen, verarbeitete sie zu einem gedanklichen Strom, den er gegen die rot glühenden Steine schickte.

Und die Steine reagierten...

Ich hatte für einen Moment das Gefühl, mein Herz würde einfach stehen bleiben. Dabei konnte ich nicht erkennen, wie viele Ghouls da unten hockten, aber ich zählte drei Lanzenspitzen. Bestimmt waren es mehr, doch um sie zu sehen, hätte ich Verrenkungen machen müssen.

Es war still geworden. Nur meinen eigenen Atem hörte ich, aber dann vernahm ich noch ein anderes Geräusch. Ein Geifern, Schmatzen und Schlürfen, wie es nur diese widerlichen Ghouls produzieren konnten, die unter mir hockten und glaubten, das Opfer sicher zu haben.

Ich schielte noch immer in die Tiefe.

Die Ghouls bewegten sich. Sie sonderten Schleim ab, der zu einer stinkenden Brühe auseinander lief und den penetranten Gestank zu mir hochbrachte.

Und auch die Lanzen.

Wie ich erkannte, handelte es sich um die gleichen, die aus der Decke gefallen waren, nur versuchte man jetzt, mich von unten her zu durchbohren, damit ich in die Tiefe fiel und als Toter ein Opfer dieser widerlichen Kreaturen wurde.

Der erste stach nach mir.

In einer Reflexbewegung zog ich beide Beine an. Die Lanze verfehlte mich und streifte mein Hosenbein. Doch sofort kam der zweite Stoß. Ich hatte leider nicht richtig aufgepasst, so dass mich eine Spitze an der Wade traf.

Plötzlich spürte ich einen beißenden Schmerz, das Metall riss eine Wunde, die sofort anfing zu bluten.

Ich hörte die Ghouls keuchen und schmatzen. Es waren Triumphlaute, die Widerlinge sahen sich schon als Sieger. Feucht rann es an meiner Wade hinab, und das Blut tropfte auf die Köpfe und in die Gesichter der Ghouls.

Wieder stachen sie. Ich schwang die Beine etwas nach vorn, so dass mich die Stiche verfehlten.

Dann aber griffen die Ghouls zu einer anderen Taktik. Bisher hatten sie die Lanzen zu kurz gehalten. Das änderten sie nun. Sie nahmen ihre Mordinstrumente höher und konnten mich auch treffen, wenn ich die Beine angezogen hatte.

Ich musste hier weg.

In meinen Fingern hatte ich überhaupt kein Gefühl mehr. Ich wunderte mich sowieso, dass es mir noch immer gelang, mich festzuklammern.

Aber vielleicht war es die Kraft der Verzweiflung, die mich so

handeln ließ. Verdammt, ich musste hoch.

Ein Klimmzug!

Leichter gesagt als getan. Es war schier unmöglich, mich an den Fingern hochzuziehen, doch die drohende, tödliche Gefahr unter mir verlieh mir die Riesenkräfte.

Ich ächzte, schrie und kämpfte mich höher. Ein Stich gegen den Schuh bewies mir, wie nahe die Ghouls noch immer waren und wie sehr die Zeit bei mir drängte. Nur raus aus dieser gefährlichen Lage.

Konnte ich es packen?

Ja, ich kam hoch. Rechts hatte ich mehr Kraft. Es gelang mir sogar, den Arm etwas anzuwinkeln und mich auf dem Rand der Falltür abzustützen.

Nun ging es ein wenig leichter, wenn auch immer noch die große Gefahr bestand, dass ich abrutschte.

Ich hielt mich. Und ich würgte mich praktisch in die Höhe. Zoll für Zoll schaffte ich, mein Atmen war nur mehr ein verzweifeltes Keuchen, mit den Beinen strampelte ich, gab mir die nötige Hilfe und versuchte auch so, mir die Ghouls vom Leibe zu halten.

Ich kroch wie ein Wurm, verlagerte mein Gewicht nach vorn und schaffte es tatsächlich, der Fallgrube zu entrinnen.

Ein letzter Schub noch, dann lag ich völlig erledigt vor der Falltür und konnte einfach nicht mehr.

Ich war groggy, ausgebrannt, erledigt. Vor meinen Augen tanzten rote Wellen, mein Herz pumpte, ich hatte das Gefühl, mich jeden Augenblick übergeben zu müssen. Ich war so erschöpft, dass ich das Brennen der Wunde gar nicht spürte.

Nur ausruhen.

Aber man ließ mich nicht. Asmodina, dieses verfluchte Teufelsweib, spielte weitere Trümpfe aus. Ich hörte ihre Stimme. Weit entfernt zwar, aber dennoch wusste ich, wer sprach. Sie drang durch den Nebel in mein Gehirn.

»Ausgelaugt, John Sinclair?« Sie lachte. »Das hätte ich nicht gedacht. Dabei fängt der Spaß doch erst an...«

... Spaß erst an...

Ich hörte die Worte, sie klangen in meinem Kopf nach, und ich begann zu überlegen. Was hatte sie gemeint?

Ich hob den Kopf. Verflucht, was kostete mich das eine Mühe. Noch immer steckte mir die Erschöpfung zu sehr in den Knochen, und es gelang mir kaum, mich hoch zustützen, obwohl ich beide Hände zu Hilfe nahm. Es wurde eine Schwerstarbeit.

Schließlich schaffte ich es, mich auf die Knie zu stützen. Den ersten Schwindel nahm ich hin, ich pendelte, und es bestand die Gefahr, wieder in die verdammte Fallgrube zu stürzen. Doch es gelang mir, mich mit der linken Hand abzustützen.

Dann bewegte ich meinen Körper nach rechts und sah zu, dass ich auf die Beine kam. Es klappte, wenn auch unter einigen Mühen. Ziemlich wacklig stand ich schließlich.

Neben mir befand sich die Grube. Noch immer hörte ich das widerliche Schlürfen und Schmatzen, aber auch klatschende Geräusche waren zu vernehmen, die sich in einem bestimmten Rhythmus wiederholten und so gar nicht zu den anderen passen wollten.

Ich riskierte einen Blick.

Die Ghouls versuchten es. Diese unförmigen, schleimigen Gebilde wuchteten ihre Körper hoch, zogen sie in die Länge und plötzlich war eine Hand mit dicken Fingern da, die sich um den Rand der Luke krallte, so wie ich es vorhin getan hatte.

Der Ghoul wollte hoch.

Mein Gesicht verzerrte sich, plötzlich überschwemmte mich die Wut, ich griff unter die Achsel und riss meine Beretta hervor. Abschießen wollte ich sie - alle!

Da hörte ich wieder Asmodinas Stimme. »Sieh nach oben,

Geisterjäger!«

Mein Kopf flog in den Nacken. Ich starrte zur Decke und erstarrte gleichzeitig. Noch immer befanden sich dort die Gesichter. Allerdings war da etwas hinzugekommen. Hände!

Und die hielten Waffen, deren Mündungen auf mich zielten...

Plötzlich war alles anders!

Die gewaltigen Menhire schienen in dem grellen magischen Licht buchstäblich auseinander zu fliegen, doch das war eine Täuschung. Ihre und Myxins gedankliche Kraft konzentrierten sich auf ein Ziel.

Auf die Todesengel.

Die Steine überschütteten sie mit ihrer Magie, der die Höllendiener nichts entgegenzusetzen hatten und in ihren Bewegungen erstarrten. Sie hatten die Bogen zwar gespannt, aber sie kamen nicht dazu, den Pfeil von der Sehne schnellen zu lassen. Wie Denkmäler blieben sie inmitten des roten Lichts stehen.

Flaming stones - Flammende Steine! Sie besaßen ihren Namen wirklich zu Recht.

Myxin taten sie nichts. Der kleine Magier konnte sich völlig normal bewegen. Er drehte sich um. Triumphgefühl durchrieselte ihn, als er sah, dass die Steine alle drei Todesengel in ihre Gewalt gebracht hatten. Und nicht nur das. Die Magie war nicht beendet. Sie zerstörte.

Die Todesengel wurden von der gewaltigen Kraft buchstäblich atomisiert.

Sie bröckelten zuerst auseinander und wurden zu Staub, der sich nicht einmal zu Boden senkte, sondern voll von den Menhires absorbiert wurde.

Zurück blieb - nichts.

Myxin lachte. Er lachte laut und hallend. Sein Gelächter schallte durch das kleine Tal und wurde erst später von den Bäumen verschluckt. Auch Myxin hatte unter Spannung gestanden, er hatte

praktisch mit seinem Leben abgeschlossen und jetzt dieser Sieg.

Einfach grandios.

Doch das Auftauchen der Todesengel hatte ihm gleichzeitig bewiesen, wie gefährlich er noch lebte und dass Asmodina ihre Spione und ihre Augen überall hatte. Sie war immer da. Wenn nicht selbst, dann durch ihre Diener.

Im Augenblick war die Gefahr gebannt, auch für Kara, die weiterhin steif und leblos am Boden lag.

Myxin beugte sich über sie. Nichts hatte sich verändert. Ihr Geist befand sich weiterhin in den fernen Dimensionen, wo er umherirrte oder nach einer Verbindung zu John Sinclair suchte.

Myxin erinnerte sich auch an den Geisterjäger. Wie mochte es ihm ergangen sein? Hatte er die Kammer der Tausend Qualen schon durchquert? Oder war er tot?

Myxin hätte gern eine Antwort auf diese Frage gewusst, aber Kara konnte ihm keine geben. Sie blieb still.

Der Magier wandte sich um.

Das Glühen der Steine verblasste langsam. Auch in seinem Kopf befand sich eine seltsame Leere, die er noch nie erlebt hatte. Die Anstrengung, verbunden mit der ungeheueren Konzentration, waren doch ein wenig zuviel gewesen.

Nichts, gar nichts konnte er tun. Nur sitzen bleiben und hoffen.

Unbeweglich blieb Myxin neben Kara hocken. Dabei lauschte er auf das Raunen des Nachtwinds, der ihm jedoch keine Antworten auf seine bohrenden Fragen geben konnte.

Teufelsspuk, Einbildung, Halluzination, Wahnsinn?

Ich wusste es nicht und hatte auch keine Zeit, es herauszufinden, aber ich traute Asmodina alles zu. Dass sie durch Schwarze Magie Realität und Halluzination zu einer tödlichbrisanten Mixtur mischte.

Sechs Gesichter, sechs Freunde, die jetzt zu grausamen Feinden

geworden waren.

Ich sah genau, wie die Finger meiner Freunde am Abzug lagen. Sie würden schießen, das las ich auch in ihren blutunterlaufenen Augen, die mich weiterhin anstarrten.

Ich spürte plötzlich meine Wunde nicht mehr und dachte auch nicht an die tödliche Ghoul-Gefahr, ich wollte nur aus dem Zielfeuer der Waffen und warf mich zur Seite. Dabei flog ich über die Falltür hinweg und blieb dicht neben der Wand liegen.

Sie schossen.

Ich hörte keinen Laut, aber ich merkte, wie zwei Kugeln dicht über meinem Haarschopf in die Wand hackten und dort Löcher rissen. Ich duckte mich noch weiter zusammen, zog die Beretta und feuerte zurück, wobei ich mitten in die Gesichter hielt.

Ich traf. Zwei Geschosse hämmerten in die Decke, aber sie richteten keinen Schaden an. Asmodinas Magie war stärker!

Wieder wurde gefeuert.

In einem verzweifelten Sprung hechtete ich zur anderen Seite, abermals über die Fallgrube hinweg, wo sich die Ghouls inzwischen bereit gemacht hatten, in das Verlies zu klettern. Ich konnte sie nicht abhalten.

Aber wie sollte ich den Schüssen entgehen? Irgendwann würden sie mich treffen. Zweimal hatte ich Glück gehabt, ein drittes Mal würde es mir wohl kaum gelingen, dann brachte mir das mörderische Blei den Tod.

Was sollte ich tun?

Silberkugeln reichten nicht, der Dolch war auch nicht die geeignete Waffe. Sollte ich Sukos Stab nehmen und damit die Zeit anhalten?

Nein, ich hatte noch mein Kreuz. Hastig streifte ich es über den Kopf, nahm es in die Hand, zielte kurz und warf es voller Wut der Decke entgegen.

Ich setzte in diesen Augenblicken alles auf eine Karte. Wenn dieser

Joker nicht stach, wusste ich nicht mehr weiter.

Das Kreuz beschrieb einen blitzenden Kreis, stieg hoch und erreichte die Decke des Verlieses, wo es all seine Magie ausspielte und zu einer grellen Sonne wurde, die alles überstrahlte, auch die Magie der Teufelstochter.

Wie eine Aura breitete sich das Licht unter der Decke aus, erreichte jeden Winkel, und es zerstörte die Gesichter meiner Freunde. Sie verschwanden.

Ich atmete auf. Ein Hindernis hatte ich überstanden. Grau und leer präsentierte sich die Decke meinen Blicken. Das Kreuz war wieder zu Boden gefallen, es lag genau entgegengesetzt, und abermals musste ich über die Fallgrube springen.

Plötzlich wischte eine Lanze aus der Öffnung. Es war reine Glücksache, dass sie mich nicht traf. Dicht vor meinem Körper zischte sie hoch und war so wuchtig geschleudert worden, dass sie sogar noch mit der Spitze in die Decke hackte.

Als sie wieder nach unten fiel, hatte ich das gefährliche Loch bereits überwunden.

Mein Schwung ließ mich noch gegen die Wand prallen, und ich spürte den Schmerz in der Wade. Aber ich hatte die übergroße Gefahr überstanden und war wieder einen Schritt näher an das geheimnisvolle Grab in der Hölle gekommen.

Blieben die Ghouls.

Zwei, nein drei hatten es geschafft und sich aus der Fallgrube gezogen.

Sie hatten auch ihre Lanzenspitzen mitgebracht, durch die ich den Tod finden sollte. Der erste griff bereits an.

Silberkugeln gegen Ghouls, das hatte immer geholfen.

Ich zog die Beretta und feuerte im Sitzen. ›Platsch‹, machte es, als die erste Kugel in die quallige Masse des Dämons hieb.

Der Ghoul stieß einen Laut aus, der eine Mischung aus Quielen und

Heulen darstellte. Er zuckte zurück, hieb mit seinen Armen um sich und verging, wobei er eine widerlich riechende Flüssigkeit absonderte, aber das kannte ich ja.

Der nächste schleuderte seine Lanze. Und er zielte verdammt gut.

Ich machte mich auf dem Boden platt, so dass die Lanze über mir in die Wand fuhr. Mit ihrem Stiel fiel sie auf meinen Rücken. Ich drehte mich, wechselte die Beretta in die linke und packte die Lanze mit der rechten Hand.

Der Ghoul griff mich an. Er war nicht sehr schnell, aber ungeheuer zielstrebig. Dabei achtete er nicht auf seine eigene Sicherheit. Deshalb lief er direkt in die Spitze der Lanze hinein.

Ich drückte sich noch weiter und ließ sie dann los. Mitsamt der im Körper steckenden Lanze wurde der Ghoul in die Fallgrube geschleudert und verschwand.

Blieb der dritte.

Er hatte einen völlig deformierten Körper, der mich an die Form einer Weinflasche erinnerte. Aber er besaß auch lange Arme. Mit ihnen versuchte er, nach mir zu greifen. Sie schleuderten über die Falltür und klatschten dicht vor mir zu Boden. Bevor er jedoch meinen Fußknöchel umklammern konnte, hatte ich schon geschossen.

Die Kugel hieb genau in die Mitte der Gestalt.

Die Hand zuckte zurück. Wieder hörte ich das Schreien, dann fiel der Ghoul zu Boden und löste sich inmitten einer stinkenden Lache auf. Mit ihm geschah das gleiche wie mit seinem Artgenossen.

Das war überstanden.

Ich trat vorsichtig an die Fallgrube, blieb dicht am Rand stehen und peilte in die Tiefe. Noch drei weitere Ghouls sah ich dort. Einer zog soeben die Lanze aus dem Körper.

Ich konnte nicht widerstehen und schoss. Die Kugel drang schräg in seinen widerlichen haarlosen Schädel und beendete seine Existenz.

Zu einem weiteren Schuss kam ich nicht mehr, denn plötzlich

schloss sich die Fallgrube wie von Geisterhand geführt. Wo die Steine herkamen, wusste ich nicht. Ich sprang nur zurück, weil mir das Ganze doch sehr unheimlich war.

Dann war nichts mehr zu sehen.

Hatte ich die Gefahren der zweiten Kammer wirklich schon überstanden?

Ich hoffte es inniglich, denn auch ich hatte eine Blessur abbekommen.

Die Wunde an meiner Wade brannte wie loderndes Feuer. Jedes Auftreten merkte ich und verzog das Gesicht, weil mir der Schmerz bis in den Oberschenkel fuhr.

Asmodina aber hielt sich in meiner Nähe auf. Ich sah sie zwar nicht, aber ich hörte sie. Und auch ihr Lachen.

»Du bist wirklich etwas Besonderes, Geisterjäger John. Sinclair«, sagte sie. »Du hast die zweite Kammer überstanden und überlebt. Kompliment, das hat bisher niemand geschafft.«

Ich verzog das Gesicht, als hätte ich in eine Zitrone gebissen. »Auf deine Komplimente pfeife ich, Höllentochter.«

»Sie waren auch nicht ehrlich gemeint.«

»Dass du dieses Wort ehrlich schon in den Mund nimmst, ist ein Sakrileg«, sagte ich.

Asmodina ging darauf nicht ein, sondern fuhr fort. »Zwei Kammern hast du überstanden, John Sinclair. Nur zwei, mehr nicht. Aber die dritte, die liegt noch vor dir. Und wenn du sie auch überstehen solltest, dann wartet die größte Überraschung.«

»Rede nicht soviel. Wo kann ich die Kammer finden?« Ich fühlte mich plötzlich stark und holte, obwohl Asmodina mich beobachten konnte, ein Taschentuch hervor, mit dem ich dann meine Wunde am Bein provisorisch verband.

Inzwischen hatte sich hinter meinem Rücken wieder etwas getan. Die Wand war verschwunden, und das alles hatte ich überhaupt nicht

wahrgenommen. Bis Asmodina sagte: »Dreh dich um, Geisterjäger!«

Das tat ich auch. Meine Augen wurden groß. Das dritte Verlies war nicht leer. Ich schaute genau in eine Folterkammer.

Nick Spiro hatte zwar des Öfteren seltsame Träume gehabt, aber von Zeitreisen und von der Überwindung der Dimensionsgrenzen hatte er höchstens etwas gelesen. Deshalb bekam er auch nicht richtig mit, was mit ihm geschah.

Er hatte noch gemerkt, wie der Henker ihn packte, hart an sich presste, und dann riss der Faden. Vorbei - keinen Durchblick mehr.

Der Dimensionswirbel hatte ihn und Destero mitgerissen und ließ die beiden erst wieder los, als sie sich in einer anderen Dimension befanden.

Der Boxer verspürte einen Schlag, wusste aber nicht, woher er kam. Er merkte nur, wie ihn jemand an der Schulter fasste und hörte eine krächzende Stimme.

Nick öffnete die Augen. Nebel um ihn herum. Rötlich grauer Nebel, der alles verhüllte und verdeckte. Im ersten Moment, dachte Nick, dass er sich irgendwo in London befinden würde und die anderen Bekannten noch in seiner Nähe waren.

Doch als er sich umschaute, sah er weder eine Spur von John Sinclair, noch von Suko oder dem Reporter.

Er war allein. Und er saß auf der Erde. Einem Boden, der sich seltsam warm anfühlte.

Nein, das war nicht London. Auf keinen Fall. Und dann der Nebel, der solch eine seltsame Farbe hatte und aussah, als wäre er mit Blut getränkt worden.

Wo befand er sich nur?

Spiro merkte, wie ihm das Atmen schwer fiel, denn die warme Luft stach in seinen Lungen. Er war sie nicht gewohnt, nicht zu dieser Jahreszeit.

Diese Wärme erlebte man sonst nur im Dschungel.

Dschungel? Hatte man ihn vielleicht in einen anderen Erdteil geschleppt? Aber das war nicht möglich, er hatte sich doch noch vor wenigen Sekunden in dem Pensionszimmer befunden.

In diesem Augenblick fiel ein Schatten über ihn. Destero kam!

Nick Spiro, der hoffnungsvolle Boxer, blickte hoch, und er sah den Henker. Schlagartig fielen ihm die Ereignisse wieder ein. Er sah alles der Reihe nach vor seinem geistigen Auge ablaufen, und jetzt befand sich der Henker in seiner Nähe.

Kaum zu glauben...

Die linke Pranke des Henkers fiel nach unten, und die Finger wühlten sich in Spiros Haar. »Hoch!« knurrte der Henker.

Spiro konnte sich nicht wehren. Der andere war stärker als er, und das wusste Nick. Wie eine Puppe ließ er sich auf die Beine stellen. »Was... was wollen Sie von mir?«

Destero lachte. »Kannst du dir das nicht denken?«

»Sie wollen mich...«

»Ja, du wirst sterben«, versprach der Dämonenhenker. »Wie auch deine Mutter gestorben ist.«

»Aber wir haben Ihnen nichts getan! Wir... ich...«

»Du bist ein kleines Rad im großen Spiel gewesen. Ich sage bewusst gewesen, denn nun hast du deine Schuldigkeit getan. John Sinclair befindet sich in dieser Dimension, und wir beide wollen ihn hier erwarten.«

»Wieso?«

»Ich habe keine Lust, dir alles zu erklären. Komm mit...«

Nick Spiro hatte die letzten Worte gehört, und er hatte sie auch verdaut.

Dieser Henker kannte kein Erbarmen, keine Gnade. Aber Nick wollte nicht sterben. Nicht auf diese schlimme Art und Weise. Zudem wusste er nun, was ihm bevorstand. Er hatte sich auf den

Henker eingestellt und griff ihn an.

Damit hatte Destero wirklich nicht gerechnet. Nick Spiro drosch ihm beide Fäuste gegen die Brust, so dass der Dämonenhenker zurück wankte und im ersten Augenblick fassungslos darüber war, wie jemand es wagen könnte, ihn zu attackieren.

Diese Chance nutzte Nick. Er warf sich auf der Stelle herum und rannte.

Der Boxer jagte in den Nebel hinein, der so dicht war, dass er teilweise nichts sehen konnte, nicht einmal die berühmte Hand vor Augen.

Seine Beine arbeiteten wie ein Uhrwerk. Er wollte weg von dieser fürchterlichen Stätte, und er ahnte nicht, dass er dem Henker nicht mehr entrinnen konnte.

Er war ein Gefangener der Dimensionen.

Urplötzlich tauchte ein riesiger Schatten vor ihm auf. Zu spät merkte Nick Spiro, dass es sich um einen riesigen Felsen handelte. Frontal lief er dagegen.

Diesen Aufprall verkraftete selbst ein Mann mit Nehmerqualitäten nicht.

Nick Spiro sah Sterne vor seinen Augen aufplatzen, als hätte er einen Hammerschlag bekommen. Er breitete die Arme aus, als wollte er sich an dem Felsen festhalten, doch die Entfernung war einfach zu weit. Nick Spiro griff ins Leere und fiel lang hin.

Er spürte, wie ihm das Blut aus der Nase lief und die Schmerzen in seinem Kopf tobten, aber er wollte nicht aufgeben. Er stemmte sich hoch und schüttelte wie ein nasser Hund den Kopf.

Destero brauchte sich gar nicht zu beeilen. Plötzlich stand er neben ihm.

Und diesmal ließ er ihn nicht los, als sich die Finger in das Haar des Boxers wühlten.

Destero zog Nick vom Boden hoch. Das geschah mit einer nahezu

lässigen Bewegung, als wäre der junge, kräftige Boxer überhaupt kein Gegner für den Dämonenhenker. Zudem war Nick noch so benommen, dass er alles mit sich machen ließ.

Das merkte Destero natürlich. Wie einen Gegenstand trieb er sein Opfer vor sich her, wobei er ihn nie losließ, sonst wäre Spiro gefallen, so schwach fühlte er sich. Auch knickten seine Knie ein, das Laufen bereitete ihm Schwierigkeiten, und er kämpfte gegen Schwindelanfälle.

Irgendwann stoppten sie. Destero drehte Nick herum, so dass er ihn anschauen konnte.

Die Augen hinter der Kapuze funkelten. Nick sah nur diese Augen, sonst nichts vom Gesicht. Er war auch gar nicht erpicht darauf, zu erfahren, wie es unter der Kapuze aussah.

Mit den Kniekehlen war er vorhin gegen etwas Hartes gestoßen. Er wusste nicht, dass es der Richtstein war, auf dem Nick sein Ende finden sollte.

Destero sagte ihm dies auch nicht, sondern handelte. Er packte zu, und bevor Nick sich versah, hatte ihn der Henker auf den Richtstein gedrückt.

Destero lachte wild und zog sein Schwert. »Wie bei deiner Mutter!« schrie er. »Wie bei deiner Mutter...!«

Erst jetzt wurde Nick Spiro so richtig bewusst, dass er sterben solle. Und er merkte auch, wo er lag. Sein Kopf lag nicht mehr auf dem Stein, sondern stand vor, so dass der Hals frei war - eine Lage, wie sie Menschen einnahmen, die hingerichtet werden sollten.

Nick Spiro begriff.

Nicht nur der Schatten des Henkers fiel auf ihn, sondern auch der Schatten des Schwerts. Destero hielt die Waffe bereits in der Hand.

»Neiinnn...!« Nicks Schrei gellte auf, wurde aber vom Nebel verschluckt und brach urplötzlich ab. Destero hatte zugeschlagen...

Eine Folterkammer!

Bei Gott, ich stand am Eingang zu einer Folterkammer, wie sie schrecklicher nicht sein konnte. Das wäre nicht einmal schlimm gewesen. Oft genug hatte ich Folterkammern gesehen oder besichtigt.

Aber diese hier war besetzt, in Betrieb, um das mal genauer auszudrücken.

Gleich mehrere Folterknechte warteten auf mich. Es waren keine Menschen, sondern Geschöpfe, die einem Alptraum entsprungen schienen.

Zombies, Ghouls, widerliche Kreaturen, Mischungen zwischen Mensch und Tier. Einen Werwolf sah ich ebenso wie einen Vampir, der ein scharlachrotes Trikot trug und einen Morgenstern in der Hand hielt.

Diese Waffe, die im Mittelalter so gern benutzt wurde.

Der Vampir stand vor einer Eisernen Jungfrau und hielt die eine Seite einladend offen. Das Instrument war sicherlich alt, aber sehr gepflegt.

Die spitzen Stäbe, mit denen das Innere ausgestattet war, glänzten.

Neben diesem Instrument stand eine Streckbank. Zwei Zombies hielten sie besetzt und hatten mit ihren Klauen die großen Holzräder umfasst, die die Streckbank in Bewegung setzten. Aus einem aus Stein gemauerten Kohlebecken stieg Dampf. Träge wallte er der Decke entgegen. In dem Becken glühte die Kohle, und zwei Wesen mit schlangenartigen Armen und ohne Köpfe hielten lange Zangen in das Becken.

Ich schluckte. Die Kammer der Tausend Qualen!

Hier würde sich ein Alptraum erfüllen. Jetzt war mir klar, warum niemand diese Folterkammer durchquert hatte. Bei einem normalen Menschen, der damit konfrontiert wurde, war allein die Angst schon so groß, dass er kaum noch an Widerstand dachte.

Und ich sollte hindurch. Grauenhaft.

Ich schaute mich um. Nein, einen Rückweg gab es nicht. Nur noch einen, der nach vorn führte. Es hatte keinen Sinn - ich musste mich stellen.

Die drei Ghouls standen dort, wo zahlreiche Marterinstrumente an der Wand hingen. Da hatten sie sich aufgebaut und waren so erregt, dass sie ununterbrochen einen grünlichen Schleim absonderten, der über den Boden kroch.

Wie kam ich da nur durch?

Ein hässliches Knarren ertönte, als die Räder der Streckbank bewegt wurden, und die beiden Monster, haarlose Geschöpfe mit nur einem Auge, grunzten zufrieden.

Mein Blick fiel zu Boden. Dort sah ich auf den Steinen große, eingetrocknete Flecken. Blut!

Mein Herz schlug schneller. Wenn diese Folterkammer reden könnte, dann hätte sie die Nachrichten des Schreckens verbreitet. Nein, eine Steigerung gab es sicher nicht mehr. Ich hatte die letzte Stufe erreicht und musste hindurch.

Aber ich war nicht waffenlos. Und das sah ich als einen ungeheuren Vorteil an. Wenn sie mich attackierten, würde ich sie mit den geweihten Silberkugeln empfangen.

Ich lud meine Waffe nach. Dabei behielt ich die Monster im Auge. Keines machte Anstalten, mich anzugreifen, was schon viel wert war. Ich gewann Zeit.

Der Vampir machte den Anfang. Ich hatte kaum die Beretta geladen, als er ein wildes Fauchen ausstieß. Seine Augen glänzten, auf dem Gesicht spiegelte sich die Gier nach Blut wider. Er hatte wohl lange keinen Lebenssaft mehr bekommen, den fehlenden wollte er sich jetzt bei mir holen.

Er griff an! Und er machte es raffiniert, wollte seinen Freunden den Weg ebnen.

Blitzschnell schleuderte der Vampir den Morgenstern. Diese

arm lange Waffe mit der Kugel und den zahlreichen Stahlspitzen daran überschlug sich einige Male und pfiff auf mich zu.

Ich tauchte weg. Dicht neben meiner Schulter hieb die heimtückische Waffe in die Wand. Ich hörte das Klirren, sah, wie sie zu Boden gefallen war und schnappte sie mir.

Der Vampir kam.

Ich hieb mit dem Morgenstern zu. Der Blutsauger schaffte es nicht, auszuweichen. Er nahm den Schlag voll, aber er ging nicht zu Boden.

Die Spitzen rissen sein Trikot auf und damit auch die Haut, doch nicht ein Tropfen Blut drang daraus hervor. Er war völlig blutleer. Verständlich seine Gier.

Meine Kugeln wollte ich schonen. Ich sprang zur Seite und zog den geweihten Silberdolch.

Der Vampir sprang mich an. Ich hatte mich leicht zusammengeduckt und kam hoch, als er direkt vor mir auftauchte.

Meine rechte Hand hieb nach vorn.

Plötzlich war die Dolchklinge verschwunden. Ich sah das entsetzte Gesicht, in dem die langen Eckzähne besonders prägnant hervorstachen, und ich hörte den verzweifelten Schrei, der in einem röchelnden Laut endete.

Der Blutsauger brach zusammen. Im Fallen versuchte er sich noch an mich zu klammern. Mit einem Kniestoß trieb ich ihn zurück. Er breitete die Arme aus und kippte zu Boden, wo er sich rasch auflöste und zu Staub wurde.

Ein Gegner weniger.

Ich schielte auf den Morgenstern. Vielleicht konnte ich ihn gebrauchen, wenn ich gegen die anderen kämpfte. Ich hob ihn auf.

Die übrigen Monster hatten dem Tod ihres Gehilfen tatenlos zugesehen, sie erwarteten mich weiterhin.

Ich schöpfte Hoffnung. Wenn sie der Reihe nachkamen, würde ich sie schon richtig empfangen können. Für jeden hatte ich eine Kugel,

und auch Dolch und Kreuz waren beileibe nicht eingerostet.

Die sollten mich kennen lernen. Von wegen Folterkammer.
Auseinanderreißen würde ich diesen Dreck.

Wir belauerten uns. Niemand unternahm etwas. »Na kommt doch«, lockte ich sie mit heiserer Stimme. »Wollt ihr nicht, ihr verdammten Bestien?«

Ein Ghoul zuckte. Ich schoss.

Die Silberkugel setzte ich ihm genau in den Schädel, er brüllte, sein Körper veränderte sich, wurde zu einer kugeligen schleimigen Masse und gleichzeitig durchsichtig, so dass ich das gewaltige Loch sehen konnte, das die Kugel gerissen hatte und jetzt immer größer wurde, um den Ghoul zu zerstören.

Kalt lachte ich auf. So würde ich sie mir kaufen, und ich schwenkte die Waffe, wobei ich einen Schritt vorging.

Und genau darauf hatten die Monstren gewartet. Denn die Gefahr kam nicht von ihnen, sondern von einer ganz anderen Seite.

Von der Decke.

Auf alles hatte ich geachtet, auf die Wände, die Monster, den Fußboden, nur auf die verdammte Decke nicht. Deshalb traf es mich so überraschend.

Ich hörte noch das Sausen, zog den Kopf ein, wollte dabei zur Seite springen, es war zu spät.

Der Gegenstand raste in meinen Nacken. Ich bekam einen ungeheuren Schlag, wurde regelrecht durchgeschüttelt, wankte nach vorn und spürte die lautlosen Explosionen, die in meinem Schädel stattfanden und mich umwarfen.

Ja, ich fiel zu Boden. Der Aufprall schüttelte mich noch einmal durch, und ich hatte das Gefühl, als würde man meinen Schädel mit Watte füllen. So dumpf kam mir alles vor.

Trotzdem hörte ich die Jubelschreie.

Die Monstren stießen sie aus. Endlich hatten sie mich. Sie konnten

mich fertig machen, ich befand mich in ihrer Gewalt, und ich konnte mich nicht mehr wehren.

Aber noch eine Stimme hörte ich. Die von Asmodina.

»Auf die Streckbank mit ihm!« schrie sie. »Los, bindet ihn auf die Streckbank!«

Es war schlimm, diesen Befehl zu hören und nichts dagegen unternehmen zu können. Ich war einfach paralysiert. Ich fühlte Klauen und Hände an mir, man zog mich in die Höhe, wollte mich auf die Beine stellen, doch in diesem Griff schaffte ich es nicht einmal, stehen zu bleiben. Beide Beine waren mit Blei gefüllt, die Lähmung hatte sich auf meinen gesamten Körper ausgebreitet.

Sie schleiften mich auf die Streckbank zu.

Ich sah alles wie durch einen Schleier. Manchmal klar, dann wieder unscharf. Sie umtanzten mich. Ich hörte das Kichern und Hecheln der Ghouls, die meinen Tod schon gar nicht erwarten konnten, um mich endlich in ihre Finger zu bekommen.

Die Folterknechte ohne Köpfe hielten mich umfangen. Sie hatten unwahrscheinliche Kräfte, und ich konnte nichts dagegen machen, als sie mich hochhoben und auf die Streckbank legten.

Sie banden mich fest. Stricke umspannten plötzlich meine Hand- und Fußgelenke, wurden festgezurrt, verknotet. Sie rissen meine Arme so weit hoch, dass es in meinen Gelenken schmerzte, und auch die Beine wurden mir auseinander gezogen, bevor die Monstren mir die Stricke um die Fußgelenke wickelten.

Das alles merkte ich, bekam ich mit, aber ich war einfach zu groggy, um mich zu bewegen. Das schaffte ich nicht. Die anderen konnten mit mir machen, was sie wollten.

Nur langsam wich der Nebel. Aber da war es zu spät.

Als ich wieder einigermaßen zu Kräften kam, sah ich mich rücklings gefesselt auf dieser verdammt Streckbank liegen, und einer der Kopflosen hielt bereits die Speichen des Rads

umklammert, mit dem er die Bank in Bewegung setzen wollte.

Sie umstanden die Bank und mich. Zwei Zombies, zwei Ghouls und die beiden Wesen ohne Köpfe. Sie alle wollten mich leiden sehen, wollten meinen Tod.

Aber noch setzten sie die Streckbank nicht in Bewegung. Sie ließen mir eine Galgenfrist.

Asmodina meldete sich. Sie erschien sogar. Da ich auf dem Rücken lag und meinen Blick zur Decke gerichtet hatte, musste ich sie zwangsläufig sehen. Dort zeigte sie ihr Gesicht.

Zuerst war es nur ein Flimmern, bis sich die Konturen deutlicher hervorschälten und ich in das grausam schöne Gesicht der Teufelstochter schaute.

Deutlich las ich ihren Triumph. Jetzt hatte sie mich in ihrer Gewalt. Schon oft hatten wir uns gegenübergestanden. Sie hatte mich reingelegt und ich sie.

Diesmal sah es allerdings aus, als würden meine Trümpfe nicht mehr stechen.

Die dritte Kammer wurde zu meinem Schicksal. Wie hatte ich auch nur so vermassen sein können zu glauben, dass ich ohne weiteres das Verlies durchqueren konnte. Nein, da war nichts zu machen.

»Wie fühlst du dich, John Sinclair?« fragte sie.

»Es geht!«

»Doch noch verloren, nicht wahr?«

»Es sieht so aus«, gab ich zu. Ich spielte hier nicht den Helden, dazu war ich einfach nicht in der Lage. Asmodina hatte die besseren Karten, und ich war ihr ausgeliefert, davon biss keine Maus den Faden ab.

Die Kreaturen um mich herum gehorchten der Teufelstochter aufs Wort.

Sie würden jeden Befehl sofort ausführen, denn sie kannten keine Gnade, kein Pardon. Menschlichkeit war fremd für sie.

»Weißt du, was mit dir geschehen wird, John Sinclair?« fragte die Teufelstochter. Sie hatte wohl Zeit und wollte ihren Triumph erst einmal genießen.

»Ich kann es mir denken.«

»Trotzdem möchte ich es dir sagen. Du liegst ja schon auf der Streckbank, und dieses Instrument brauche ich dir ja nicht zu erklären. Meine Freunde werden an den Rädern drehen, und du wirst länger und länger. Die Schmerzen, zuerst kaum zu spüren, steigern sich, du musst schreien, brüllen, wirst flehen, doch wir schauen nur zu. Und du wirst dir den Tod wünschen, aber wir erlösen dich nicht, John Sinclair. Wenn du es nicht mehr aushalten kannst, werden wir dich losbinden und in die Eiserne Jungfrau schleifen, die wirklich nicht zum Spaß hier steht. Ich persönlich werde erscheinen und die Jungfrau zudrücken. Danach werde ich dich den Ghouls überlassen, die es schon kaum erwarten können. Leider können wir dich nicht durch Schwarze Magie töten, weil du durch dein Kreuz geschützt bist, aber gegen die Folterinstrumente hast du keine Chance.«

Nein, die hatte ich wirklich nicht. Doch ich hatte Angst. Jeder Mensch hängt an seinem Leben, auch ich. Und ich sah keine Möglichkeit, dieser Falle zu entkommen.

Ich hatte während Asmodinas Worte versucht, meine Fesseln zu lockern.

Es ging einfach nicht, sie saßen zu stramm. Die Monstren wussten, wie man jemand binden musste, damit er keine Chance bekam, sich noch zu befreien. Es war grauenhaft.

Ich schielte auf meine Brust. Dort lag das Kreuz.

Es spürte wohl die Aura des Bösen, denn es erstrahlte in einem leichten Glanz, aber es konnte mir nicht helfen. Ich bekam es einfach nicht in die Hand.

Ich konzentrierte mich. Meine Gedankenströme suchten eine Verbindung zwischen dem Kreuz und mir herzustellen. Es war von

den Erzengeln signiert worden, warum half mir denn niemand?

Die Angst wurde größer...

Über mir befand sich noch immer das Gesicht der Teufelstocher an der Decke. Dann öffnete Asmodina ihren Mund. »Macht ihn fertig!« befahl sie kalt!

Die Monstren griffen zu. Die beiden Kopflosen oben, wo sich meine Hände befanden, die Zombies standen an meinen Füßen.

Ich hörte das Knarren der alten Holzräder. Dieses Geräusch drang wie der Stich eines Messers in meinen Körper und machte mich halb wahnsinnig.

Von oben hörte ich Asmodinas Lachen, die meinen Qualen zusehen und sich daran ergötzen wollte.

Eine halbe Radumdrehung! Beine und Arme streckten sich gleichzeitig.

Noch spürte ich keine Schmerzen, es kam mir vor, als würde ich irgendwo liegen und mich recken.

Aber das änderte sich bei der nächsten Umdrehung. Ich musste die Zähne zusammenbeißen, um nicht laut aufzuschreien. Dabei fieberte ich innerlich, betete und schrie um Hilfe, während sich die Monstren freuten.

»Weiter!« kreischte Asmodina. »Macht weiter!«

Ich versuchte, mich gegen diese teuflisch konstruierte Maschine zu stemmen. Ohne Erfolg. Die Streckbank war stärker.

Die Ghouls umtanzten mich. Sie waren aufgeregt, sonderten immer mehr Schleim ab, der einen widerlichen Geruch ausströmte und mir schwer auf die Atemwege sowie auf den Magen schlug.

Wie lange konnte ich das aushalten?

Die nächste Umdrehung. Ich glaubte, sterben zu müssen. Das Wasser schoss mir in die Augen, ich stöhnte, konnte es nicht vermeiden, obwohl ich keine Schwäche zeigen wollte.

War dies das Ende?

Es sah wirklich so aus. Aus eigener Kraft schaffte ich es wirklich nicht, zu entkommen. Noch eine Umdrehung, dann war es vorbei. Dann würde ich vor Schmerzen nichts, aber auch gar nichts mehr denken, fühlen oder sonst etwas können.

»Macht weiter!« schrie Asmodina, »macht weiter...« Und die Monstren griffen nur zu gern zu.

Sie kannte die Dimensionen des Schreckens. Sie wusste, wo sie lagen, und sie hatte keine Angst, sie zu durchqueren. Kara, das Mädchen, das schon einmal tot gewesen war, konnte man als ein wirkliches Phänomen bezeichnen.

Ihren Geist hatte sie inmitten des magischen Rechtecks der flaming stones vom Körper gelöst, damit er auf Wanderschaft ginge. Sie durchforstete das Fremde, das Schreckliche auf der Suche nach einem Verschollenen, der die Kammern der Tausend Qualen zu durchqueren hatte und dies wohl kaum schaffen konnte.

Kara wollte helfen. Sie hatte in Atlantis erlebt, wie schlimm Dämonen sein können. Nicht umsonst war ihr Vater ein Gegner der Schwarzen Mächte gewesen. Als Prophet und Weiser hatte er sie immer bekämpft und dieses Erbe an seine Tochter abgegeben.

Karas Geist schwieg durch die Unendlichkeit. Es gab keine Grenzen für ihn, keine Barrieren, die ihn aufhielten, er konnte sich überall frei bewegen.

Und er gelangte an sein Ziel.

Urplötzlich drang er in die Dimension ein, der von der Teufelstochter beherrscht wurde. Es waren derer viele, aber in dieser Dimension lagen die Kammern, der Tausend Qualen. Und dort befand sich John Sinclair.

Kara suchte ihn.

Sie suchte, und sie fand. Als sie den Geisterjäger sah, da ahnte sie, dass er die dritte Kammer wohl kaum aus eigner Kraft mehr schaffen

konnte.

Kara beschloss, etwas zu unternehmen...

Das Blut hämmerte in meinem Körper, der kalte Schweiß lag auf der Stirn, mein Herzschlag schien sich verdreifacht zu haben, die Angst war einfach zu stark.

Asmodina hatte den letzten Befehl gegeben. Eine weitere Umdrehung hielt mein Körper einfach nicht aus.

Da spürte ich plötzlich den kalten Hauch, der über mein Gesicht fuhr.

Wie ein Windzug. Doch hier konnte keiner entstehen, es gab keine Lüftung, auch keinen Durchzug.

Ich dachte trotz meines schlimmen Zustands über den Windzug nach, als es geschah.

Auf einmal glitt der Dolch aus der Scheide, vollführte eine blitzende Bewegung und näherte sich mit einer Seite meinen Handfesseln. Die Klinge berührte sie, ich spürte einen Ruck, dann fielen die Fesseln.

Meine rechte Hand war frei.

Das alles war blitzschnell über die Bühne gelaufen. So rasch konnte man kaum denken, und auch meine Peiniger kamen nicht nach. Als sie endlich merkten, was los war, da fielen bereits die Fesseln an meinem linken Handgelenk.

Dann aber griff der Werwolf ein.

In seinen Angriff klang das Heulen der Asmodina wie eine Sirene, der Werwolf riss sein Maul auf, ich sah das Blitzen der widerborstigen Zahnreihen, dann wollte er sich auf mich stürzen, um mich zu zerreißen.

Wieder trat das Messer in Aktion. Es wurde in der Luft gedreht, ein harter Stoß, auf einmal steckte es in seiner Brust.

Der Werwolf schien mitten in der Bewegung zu erstarren. Ich sah

ihn direkt über mir. Geifer tropfte aus seinem Maul und fiel auf meine Brust, berührte das Kreuz, wo er aufzischte und verdampfte.

Eine unsichtbare Hand riss das Messer aus der Brust der Bestie und führte es zu meinen Fußgelenken, wo es den Strick am linken mit einem Schnitt durchtrennte.

Mein Bein rutschte aus der Schlaufe. Einen Atemzug später hatte ich auch das zweite frei und konnte mich wieder bewegen.

Keine Sekunde zu früh. Einer der Ghouls schleuderte seine Lanze auf mich. Das Ding hätte mich glatt durchbohrt. Im letzten Augenblick gelang es mir, mich von der Streckbank zu rollen.

Hart knallte ich zu Boden. Ich verbiss mir den Schmerz und sah auf einmal das helle grellrote Gitter, das dieses Verlies durchzog und sich gedankenschnell ausbreitete, mich allerdings nicht berührte, weil das Kreuz reagierte und eine Gegenmagie bildete.

Was war geschehen?

Da fiel mein silberner Dolch aus der Luft neben mich und blieb liegen.

Ich überlegte nicht mehr, sondern griff blitzschnell zu...

Karas Geist hatte es geschafft!

Er oder sie war in die Dimension des Schreckens eingedrungen und hatte die Kammern gefunden. Das Mädchen aus Atlantis sah John Sinclair auf der Streckbank liegen. Sie spürte auch die ungeheuer starke Magie der Asmodina, die sich in diesem Verlies ausgebreitet hatte. Kara wusste, dass sie jetzt nicht zögern durfte.

Dank ihrer gedanklichen Kraft bewegte sie den Dolch aus der Scheide, und mit wenigen Schnitten gelang es ihr, die Fesseln durchzutrennen.

Dann reagierte die Teufelstochter.

Sie hielt sich zwar nicht selbst in der Kammer auf, doch eine Projektion hatte das Gesicht an der Decke geschaffen, das ein

magisches Netz spann und das sich wie ein Tuch über den Raum legte.

Jetzt wurde es gefährlich. Kara musste weichen, wenn sie nicht in der starken Magie der Teufelstochter eingehen wollte.

Sie floh, aber sie hatte ihr Ziel erreicht. John Sinclair war befreit.

Kara wusste ferner, dass nun eine Jagd beginnen würde. Sie hatte der großen Asmodina eine persönliche Niederlage bereitet, die diese nicht so ohne weiteres auf sich sitzen lassen würde.

Das Mädchen aus Atlantis flüchtete. Kara konnte nur hoffen, dass es John Sinclair gelingen würde, sich endgültig seiner Gegner zu entledigen. Sie hatte getan, was sie konnte...

Ich dachte gar nicht groß darüber nach, wieso und wer mich befreit hatte. Ich brauchte jede Sekunde, denn noch hatte ich nicht gewonnen.

Die Monstren würden alles daransetzen, um mich zu töten.

Ich wechselte den Dolch in die linke Hand und nahm die Beretta. Dabei rollte ich mich um die eigene Achse und kam mit einem Sprung auf die Füße.

Ich stieß genau mit einem kopflosen Monster zusammen. Es wollte mich mit seinen Schlangenarmen umfassen, doch da kam es gerade an die richtige Adresse.

Der Dolch fand sein Ziel. Das Monster krümmte sich zusammen und presste seine Hände auf die Wunde, aus der ein übel riechender, sirupartiger, rotbrauner Schleim drang. Dann sackte es zu Boden.

Das magische Gitter wurde schwächer und sank vollkommen in sich zusammen. Es würde mich bei meinen Aktionen nicht stören.

Ich jagte quer durch das Verlies, weil ich Rückendeckung haben wollte.

Da schleuderte der zweite Ghoul die Lanze. Es war ein wuchtiger Wurf.

Instinktiv zog ich den Kopf ein. Dicht an meinem linken Ohr fuhr

die Waffe entlang und hieb gegen die Wand.

Ich prallte auch davor, drehte mich jedoch auf der Stelle und zog meine Beretta. Dann drückte ich ab.

Verdammtd, ich räumte auf. Ich hatte keine Menschen vor mir, sondern widerliche Geschöpfe, die selbst nur die rohe Gewalt kannten und die man mit Worten nicht bekehren konnte.

Im Schutze meines Kreuzes feuerte ich.

Das Schießen hatte man mir beigebracht. Ich traf jeden, während in der Kammer die Echos der Schüsse hallten und sich gegenseitig überschnitten, wobei sie zu einer schaurigen Melodie wurden, die in meinen Ohren schmerzte.

Verbissen hielt ich stand.

Es blieb keiner mehr übrig. Das letzte Monstrum wollte sich noch hinter dem Kohlebecken in Deckung werfen, doch da erwischte meine Kugel den Zombie. Er blieb stehen, warf seine Arme hoch und fiel steif zur Seite, wo er langsam verging.

Es wurde ruhig in der Kammer des Schreckens.

Ich hatte es geschafft und war dieser verfluchten Hölle entkommen. Mein Gott.

Jetzt stand für mich das Tor zum Grab der Hölle sperrangelweit offen.

Aber was würde mich dort erwarten? Noch etwas Schlimmeres? Und gab es überhaupt eine Steigerung?

Ich musste damit rechnen.

Es sah in dieser Kammer wild aus. Das Kohlebecken war umgestürzt.

Die glühenden Steine lagen auf dem Boden und kokelten dort weiter.

Rauchfäden stiegen hoch zur Decke, wo sie sich teilten und auch zerfaserten.

Ich war erschöpft, ausgelaugt, fertig. Der Kampf hatte mich schwer

mitgenommen. Am liebsten hätte ich mich auf eine Pritsche gelegt und wäre eingeschlafen.

Aber Ruhe gab es nicht. Ich musste, und ich würde weiterkämpfen.

Solange ich nicht wusste, was es mit dem Grab in der Hölle auf sich hatte, konnte und würde ich keine Ruhe finden.

Ein wenig wunderte ich mich darüber, dass sich Asmodina noch nicht gemeldet hatte. Sie schien sauer zu sein, dass ich es trotz ihrer gegenteiligen Prophezeiungen verstanden hatte, auch die dritte Kammer lebend hinter mich zu bringen.

Trotz zahlreicher Gegner, trotz der schrecklichen Folterinstrumente war mir dies gelungen.

Ich ging langsam vor. Das Kreuz hing offen vor meiner Brust, die Beretta hielt ich in der rechten Hand, und ich besaß noch den Stab, der eigentlich Suko gehörte und den er mir großzügig überlassen hatte.

Konnte ich ihn einsetzen? Ich hoffte es. Denn dieser Stab, ein Erbe des großen Buddhas, besaß eine ungeheure magische Kraft. Mit ihm konnte ich die Zeit für genau fünf Sekunden anhalten. Dann würden all meine Gegner erstarren, und ich konnte sie ausschalten.

Buddha war ein Mann des Friedens gewesen und gegen alle Gewalt eingenommen. Deshalb konnte ich, wenn die Zeit angehalten war, die Menschen zwar bewusstlos schlagen, aber nicht töten. Tat ich es doch, dann würde die Kraft des Stabs aufgehoben werden, er verlor seine magischen Fähigkeiten. Das alles wusste ich, und ich musste mich darauf einrichten.

Das Grab in der Hölle!

Immer wieder kehrten meine Gedanken bis an diesen Punkt zurück. Wie würde es aussehen, wer würde darin liegen, für wen war es bestimmt?

Noch ließ man mich warten. Asmodina hielt das Verlies verschlossen.

Sie gab mir den Weg nicht frei, und sie meldete sich auch nicht. Hatte sie vielleicht Angst bekommen? Wollte sie dicht vor dem Ziel noch einen Rückzieher machen? Das war eigentlich nicht ihre Art. Bestimmt würde sie sich melden.

Ich wartete. Wie viel Zeit verging, das wusste ich nicht, denn die Zeit ist ein relativer Begriff, sie war in diesen Dimensionen sowieso aufgehoben.

Als ich einen Blick auf meine Uhr warf, stellte ich fest, dass sich die Zeiger nicht bewegten.

Ich starrte auf die mir gegenüberliegende Wand, hatte mich inzwischen wieder erholt, und auch die Wunde an meiner Wade schmerzte nicht mehr so stark. Sicherlich hatte sich dort eine Kruste gebildet und den Stich verharscht.

Dann passierte doch etwas. Die Wand vor mir geriet in Bewegung. Das geschah lautlos, und mir kam es vor, als würde sich ein Schleier über die Mauern schieben. Die Konturen verschwammen. Feste Materie löste sich einfach auf, magische Kräfte begannen ihr Spiel, und wenig später hatte ich den freien Durchblick.

Freier Durchblick war nicht ganz richtig formuliert, denn ich schaute in ein Nebelfeld. Es waren gewaltige, wallende Schlieren, die sich vor meinen Augen ausbreiteten, auf und nieder tanzten und sich in dauernder Bewegung befanden, als würden sie von gewaltigen Quirlen aufgewühlt.

Die offene Wand betrachtete ich als eine Einladung. Langsam schritt ich darauf zu.

Mein Herz pochte überlaut. Ich war nervös, erregt, denn ich wusste nicht, was mich in dem Nebel erwartete. Lauerten dort weitere Monster, Geister, grausame Gestalten oder gab es nur das Grab in der Hölle?

Gleich würde ich es erfahren.

Ich brachte das Verlies hinter mich und betrat die alptraumhafte

Geisterwelt, in der die Nebelschwaden wallten und alles verdeckten. Der Boden unter meinen Füßen zeigte eine graurote Farbe. Er war mit Steinen übersät, hart und karstig.

Dann umwallte mich der Nebel..

Er erinnerte mich an den Todesnebel, den Solo Morasso immer schickte, doch ich hatte keine Angst. Wenn dieser Nebel hier gefährlich sein sollte, besaß ich immer noch das Kreuz, das mich gegen seinen dämonischen Einfluss schützte.

Als wäre ein Windstoß in die Nebelwolke hinein gefahren, so fächerte er plötzlich auseinander, wurde hochgetrieben, wieder zusammengeballt, erneut durcheinander gequirlt, und im nächsten Augenblick entstand eine Schneise. Ein Weg.

Für mich?

Ich blieb stehen und sah zu, wie der Nebel rechts und links des Weges hoch wallte und sich zu einer regelrechten Mauer aufbaute. Ich konnte in die Schneise schauen. Sie war gar nicht mal lang, so dass ich an ihrem Ende den großen Stein erkannte. Er wirkte auf mich wie ein gewaltiges Felsengrab.

Das Grab in der Hölle! Ich war sicher, es vor mir zu sehen.

Schritt für Schritt ging ich auf das Grab zu, durchquerte die Schneise und konzentrierte meine Gedanken nur auf das vor mir liegende Ziel, während sich der Nebel hinter mir wieder zu einer undurchdringlichen Wand zusammenballte.

Mir schien es, als wollte man mir den Rückweg abschneiden. Das war egal, ich sah sowieso mein Ziel nur vorn, wo sich der Stein befand.

Je näher ich kam, umso stärker trat seine eigentliche Farbe hervor. Der Stein war nicht braun, grau oder schwarz, sondern gloste in einem dunklen Rot.

Überall in den Dimensionen des Schreckens fand man die Farbe des Blutes, denn die Menschen und somit ihr Blut waren Feinde der

Dämonen. Sie symbolisierten ihre Feindschaft, wo immer es ging.

Ich kam immer näher an mein Ziel heran, und ich wurde auch aufgeregter.

Ein paar Mal fühlte ich nach, ob auch die Waffen vorhanden waren. Ja, sie befanden sich an ihrem Platz.

Ich dachte an die flaming stones, wo meine Reise begonnen hatte. Auch dort standen Steine, und ich überlegte, ob es zwischen dem Stein in dieser Dimension und den flaming stones eine Verbindung gab.

Fünf Schritte noch.

Ich ging weiter. Auf meinem Rücken hatte sich eine Gänsehaut gebildet, im Nacken spürte ich ein kaltes Gefühl, das sich immer dann einstellte, wenn unmittelbare Gefahr drohte.

Noch drei Schritte.

Meine innere Spannung wuchs. Auch spürte ich das leichte Zittern in den Kniekehlen. Ich kam mir gar nicht vor wie der strahlende Held aus dem Märchenbuch.

Plötzlich reagierte der Stein.

Zuerst hörte ich das Knistern und blieb hastig stehen. Dann verstärkte sich das Geräusch, und aus dem Knistern wurde ein Krachen und Bersten, das den gesamten Stein erfüllte - und auseinander riss.

Der Felsen wurde gespalten!

Ich sah es mit Schrecken und mit Staunen, wie sich dieser gewaltige Block in der Mitte teilte und einen Eingang schuf, durch den ich schreiten konnte.

Die Teilung des Felsens erlaubte es mir, einen Blick in das Innere zuwerfen.

Normalerweise war solch ein Felsen innen dunkel, schwarz, finster. Bei diesem jedoch nicht. Sein Innenleben wurde erhellt. Von einem ebenfalls düster roten Licht. Und es wurde soweit

ausgeleuchtet, dass ich genau sah, was dort vor sich ging.

Inmitten des Felsens befand sich eine völlig normale Tür, die mir den weiteren Weg versperrte. Ich war überrascht und schon versucht, meine Hand auf die Klinke zu legen, um die Tür aufzuziehen, als sie sich von selbst öffnete.

Bisher war es still gewesen, doch nun schwang die Tür mit einem gänsehaut erzeugenden Knarren auf und gab mir den Blick in das tiefste Innere des Felsens frei. Der Schock traf mich, als ich erkannte, was hinter dieser geheimnisvollen Tür lag.

Dort stand ein pechschwarzer Sarg. Und auf dem geschlossenen Sargdeckel lag ein Mann. Ich selbst!

Sekundenlang war ich einfach nicht fähig, mich zu rühren. Zu sehr hatte mich der Schock getroffen. Die blonden Haare, das Gesicht, die Figur da stimmte jede Einzelheit.

Ich sah mich selbst.

Mein Wischen über die Augen war eine Folge der Überraschung. Ich wusste nicht, wie ich reagieren sollte. Weglaufen, hier bleiben, mich stellen? Aber warum hatte man mir einen Sarg vor die Nase gestellt?

Das musste etwas zu bedeuten haben.

Mein Blick glitt über den Sarg hinweg und fraß sich in die rötliche lodernde Wand hinter dem Sarg. Dort glaube ich, eine Gestalt zu erkennen, war mir aber nicht sicher.

Ich wollte es wissen und schritt auf den Sarg zu. Direkt davor blieb ich stehen.

Ich starrte in ›mein‹ Gesicht. Furchtbar, dieser Anblick. Er ging mir mehr durch als der einer Kompanie Monster.

Langsam wanderte mein Blick tiefer. Hier hatte mich jemand originalgetreu nachgebildet, und ich wurde daran erinnert, dass Dr. Tod dies vor Jahren auch einmal geschafft hatte. Aus einem Stück meiner Haut hatte er einen völlig neuen Menschen erschaffen.

Als Andenken trug ich jetzt noch meine Narbe auf der rechten Wange, die jetzt sicherlich glühte. Das geschah immer, wenn ich mich in einer argen Stresssituation befand.

Die Narbe fehlte. Daran hatten meine Gegner nicht gedacht, als sie diese Person auf den Sargdeckel legten.

Ich schaute weiter. Sah den Hals, und da fiel mir das zweite, sehr prägnante Detail auf.

Zwischen Kopf und Rumpf befand sich ein rosafarbener Ring, als hätte man beide Teile voneinander getrennt und dann wieder zusammengesetzt.

Mir wurde fast schwindlig.

Ich riskierte es. Die Finger meiner rechten Hand wühlten sich in ›meinem‹ blonden Haarschopf fest. Ich überlegte, ob ich es wagen sollte. Es war ein schlimmes Gefühl, und ich traute mich einfach nicht.

Dann zog ich doch. Und hielt meinen eigenen Kopf in der Hand!

Fast hätte ich einen Schrei ausgestoßen und ihn fallen gelassen.

Jemand hatte tatsächlich die Nachbildung meiner Person geköpft und den Schädel wieder provisorisch auf den Rumpf gesetzt. Für mich kam nur einer in Frage, der sich an solchen Dingen ergötzen konnte.

Destero, der Dämonenhenker!

Wie hatte Myxin gesagt? Wenn du den Dämonenhenker finden willst, musst du das Grab in der Hölle suchen.

Okay, das Grab in der Hölle hatte ich gefunden, doch von Destero fehlte nach wie vor jede Spur. Dass er allerdings da gewesen war, dafür hielt ich den Beweis in der rechten Hand.

Meinen Kopf!

In einem Anfall von Widerwillen ließ ich die Nachbildung fallen. Jetzt sah ich auch, dass es sich bei der Nachbildung nicht um einen normalen Menschen handelte, sondern um eine Puppe. Als ich mit

meinen Fingern über die Haut strich, fühlte sie sich kalt an.

Ich schüttelte mich, denn noch immer hatte ich den Anblick nicht verkraftet. Ich dachte darüber nach, weshalb man ›mich‹ auf diesen schwarzen Sarg gelegt hatte. Das musste doch etwas zu bedeuten haben. Ohne Motiv reagierten auch die Dämonen nicht so.

Bevor ich an die Arbeit ging und den Sarg öffnete, warf ich einen Blick in die Runde. Keine Gefahr. Soweit ich erkennen konnte, beobachtete mich niemand. Dann gab ich der Nachbildung meines eigenen Körpers einen Schubs, und die Figur rollte an der mir abgewandten Sargseite zu Boden.

Ich bückte mich und schaute mir die Verschlüsse an. Es war ein Kinderspiel, sie zu öffnen. Zwei Sekunden später konnte ich den Deckel des Sargs abheben.

Irgendwie hatte ich ein komisches Gefühl, eine schlimme Ahnung, dass mich eine grausame Überraschung erwarten würde. Doch ich hatte einmal A gesagt und musste auch B sagen.

Mit beiden Händen fasste ich den Sargdeckel an und hob ihn vorsichtig hoch. Er war schwer, aber ich stemmte ihn hoch und wurde mir dabei bewusst, dass ich im Augenblick keine Waffen in den Händen hielt und damit so gut wie schutzlos war.

Dann kippte der Deckel über. Bisher hatte ich noch keinen Blick in den Sarg geworfen, trat nun zurück und senkte den Kopf.

Ich bekam den zweiten Schock innerhalb von Minuten. Wieder lag ein kopfloser Mensch vor mir. Aber dieser war echt. Ich schaute auf den Torso von Nick Spiro, den Boxer!

Ihn hatte ich ganz vergessen.

Und jetzt fiel mir wieder ein, dass dieses teuflische Spiel praktisch mit ihm begonnen hatte. Und mit den Träumen seiner Mutter. Beide waren Zeugen gewesen, und beide hatte Destero eiskalt getötet.

Dieser Henker machte vor nichts Halt. Er hatte schon sehr viel Unheil über die Welt gebracht, es wurde Zeit, dass jemand ihm das

Handwerk legte.

Aber konnte ich es schaffen? Ein paar Mal hatte ich gegen ihn gekämpft.

Diese Auseinandersetzungen waren immer unentschieden ausgegangen, und ich war mir sicher, dass er diesmal irgendwo lauern würde. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, dass er mich allein das Grab in der Hölle suchen und finden ließ und dann nichts unternahm.

Ich wandte meinen Blick ab. Das Innere des Sarges bot ein solch schauriges Bild, dass man kaum Worte fand, es zu beschreiben. Ich beugte mich wieder vor und klappte den Deckel zu. Nur nicht mehr an dieses Bild erinnert werden, das war mein Bestreben.

Ich suchte Destero. Wo steckte der Henker? Er erwartete mich doch sicherlich, um mich endgültig töten zu können.

Mein Blick flog über den, Sarg hinweg in die rote Düsternis dahinter. War da nicht eine Bewegung? Wie auch schon vorhin?

Ja. Die Düsternis hellte sich allmählich auf. Sie verschwand, und aus ihr kristallisierte sich eine Gestalt hervor.

Destero, der Dämonenhenker.

Er war da. Groß, wuchtig. Mit seiner scharlachroten Kapuze, unter der das Gesicht versteckt war, dass noch kein Sterblicher - auch ich nicht gesehen hatte.

Er trug wieder seine enge Hose und die Schafsttiefel. Auf seinem nackten Körper spiegelte sich der Widerschein des letzten verschwindenden roten Lichts.

Das Schwert hatte er gezogen. Diese Waffe erinnerte mich immer an die Klinge eines Monsters, das auf den Namen Tokata hörte. Wobei ich mich fragte, welches Schwert eigentlich gefährlicher war. Gern hätte ich die beiden einmal gegeneinander kämpfen gesehen, dazu würde es wohl nie kommen.

Doch Destero hielt noch etwas in der Hand. Die Finger der Linken

hatten sich in einen dunklen krausen Haarschopf gekrallt.

Ich musste mich beherrschen, um nicht laut aufzuschreien. Destero, der Dämonenhenker, trug den Kopf des Boxers!

Der Dämon trieb das Grauen auf die Spitze! Er wollte die Konfrontation, schürte den Hass und die Angst. Er kannte genau die Mittel, die dazu nötig waren, und er hatte auch Erfolg damit.

Ich war schockiert.

Er aber lachte. »John Sinclair!« brüllte er mir entgegen. »Hier treffen wir uns wieder, so wie ich es gewollt habe.«

»Ja«, sagte ich und hatte Mühe, meine Stimme gelassen klingen zu lassen. »Ich bin gekommen, weil ich keine Gelegenheit auslassen will, um dich zu treffen und zu vernichten.«

Grollend schallte mir sein Lachen entgegen. »Wie willst du mich denn vernichten? Es ist lächerlich, was du mir da gesagt hast. Du befindest dich hier in einer anderen Welt, in einer anderen Dimension, nicht in deiner. Hier wirst du gehorchen. Hier hört jeder Stein auf mein Kommando, und deine Richtstätte habe ich bereits vorbereitet. Im Geiste habe ich dich oft genug getötet. Immer wieder schlug ich dir deinen Schädel ab, ich probierte es an einer Puppe aus. Ich freute mich, als ich sah, wie glatt ich dir den Schädel abschlagen konnte. Deine Zeit ist abgelaufen, John Sinclair. Endgültig vorbei. Es gibt nichts, was dich noch rettet.«

»Wirklich nicht?« höhnte ich.

»Nein.«

»Und das Kreuz?«

»Kann dir auch nicht helfen. So wie ich seinen Kopf hier in der Hand halte, werde ich deinen auch bald haben, und es wird für mich eine wahre Freude sein.«

Ich antwortete nichts, sondern griff unter meine Jacke und holte die Beretta hervor. Damit zielte ich auf den Henker.

»Silberkugeln?« höhnte er. »Hast du noch immer nicht begriffen,

dass du mir damit nichts anhaben kannst?«

»Vielleicht doch«, erwiderte ich und schoss.

Verdammter, ich konnte einfach nicht anders. Die Wut überschwemmte mich, und ich hielt auf die Kapuze, die sein Gesicht verbarg.

Ich traf.

Als die Kugel gegen seinen Kopf fuhr, hörte ich ein seltsam metallen klingendes Geräusch. Der Henker zuckte zurück. Er ließ den Kopf fallen und riss sein Schwert aus der Scheide.

Ich sprang zur Seite. Der gewaltige Streich verfehlte mich und pfiff über den Sargdeckel hinweg.

Dann jedoch war es aus mit der Herrlichkeit. Plötzlich spürte ich hinter meinem Rücken eine Bewegung, wollte noch herumfahren, da traf mich bereits der Schlag. Sofort verlöschten sämtliche Lichter. Bewusstlos fiel ich zu Boden.

Das triumphierende, wahnsinnige Lachen des Henkers hörte ich nicht mehr...

Als ich wieder erwachte, schaute ich genau auf die Kapuze des Henkers.

Er stand vor mir. Hinter den Schlitzen im Stoff funkelten zwei erbarmungslose Augen.

Das Schwert hielt er in der Hand. Der Stahl glänzte. Der Widerschein des rötlichen Lichts brach sich auf der Klinge, die aussah wie in Blut getaucht.

Und Blut klebte an dem Schwert. Das Blut zahlreicher unschuldiger Menschen.

Ich lag auf einer harten Unterlage, über die ich mit dem Kopf hervorschaute. Hatte Destero nichts von einem Richtstein gesagt?

Möglich, denn auf einen solchen hatte er mich gelegt, um mir den Kopf abzuschlagen.

Dann vernahm ich Schritte. Jemand kam.

Ich schielte zur Seite und sah Asmodina, die Tochter des Teufels. Sie blieb neben dem Henker stehen, und auf ihrem Gesicht war der ganze Triumph zu lesen, den sie empfand. Sie musste es auch gewesen sein, die mich niedergeschlagen hatte.

Jetzt lachte sie.

»Das ist der große Tag, John Sinclair«, erklärte sie mit zynischer Stimme. »Endlich ist es soweit. Lange genug habe ich warten müssen, nun gibt es keine Rettung. Und ich habe Destero versprochen, dass er dich köpfen wird. Die Kammern der Tausend Qualen hegen hinter dir. Du hast sie geschafft. Ich hatte auch nichts anderes erwartet, doch dem Tod kannst du nicht entgehen, und ihm wird deine Seele nicht entgehen.«

Damit deutete sie auf eine dritte Gestalt, die sich langsam aus der Dämmerung löste.

Der Spuk!

Ich kannte es genau, dieses gestaltlose Wesen, das eine schwarze lange Kutte trug und keinen Körper besaß, so dass man das Gefühl haben konnte, die Kutte würde sich von allein bewegen. Der Spuk war Herrscher im Reich der Schwarzen Seelen. Wenn ein Dämon versagte und bestraft wurde, dann geriet seine Seele in das Reich des Spuks, wo sie für alle Zeiten gefangen war. Nur bei Dr. Tod hatte er einmal eine Ausnahme gemacht.

Der Spuk wartete schon. Er hatte sich ebenfalls mit Asmodina verbündet und hielt immer zu dem, der ihm die meisten Seelen zuführte.

Das war nun mal die Teufelstochter!

»Auch dein Kreuz wird dir nichts mehr helfen«, sagte Asmodina, denn sie sah, dass ich meine Hände auf das silberne Kruzifix gelegt hatte. »In dieser Dimension herrsche ich. Nichts lass ich mir nehmen, und jeder freut sich auf deinen Tod, auch die vier!«

Sie streckte den Arm aus und wies in die Runde. Ich folgte mit meinen Blicken, so gut ich konnte.

Da standen die Horror-Reiter. Die vier Boten der Apokalypse, die ich für erledigt gehalten hatte nach meinem Kampf gegen den Schwarzen Tod.

Aber es war eine Täuschung.

Wie Denkmäler hockten sie auf ihren pechschwarzen Gäulen und warteten darauf, dass Destero mich vernichtete.

Eine Weile verging. Asmodina ließ mir genügend Zeit, um mich auf den Anblick einstellen zu können.

»Glaubst du jetzt noch an eine Chance?« rief sie.

Ich schwieg. Sie hatte recht, wenn sie mein Kreuz als harmlos einstuften. Ich wusste auch nicht, warum es so schwach nur reagierte. Wahrscheinlich war die Magie in diesem Zentrum doch zu stark. Aber ich hatte da noch etwas.

Den Stab!

Meine rechte Hand kroch unter die Jacke. Dort schaute auch der Stab aus der Innentasche. Meine Finger bewegten sich darauf zu. Ich musste ihn einfach haben.

Asmodina sagte nichts. Sie drehte nur ein wenig den Kopf und schaute Destero an. »Lange hast du darauf gewartet, Henker. Nun ist es soweit. Walte deines Amtes. Töte John Sinclair!«

Destero nickte. Mit beiden Händen hielt er den Schwertgriff fest, damit die Waffe auch ja nicht ausrutschte. Jetzt durfte er sich keinen Fehler mehr erlauben.

Asmodina trat einen Schritt zurück und hob die Hand. Ich zog den Stab aus der Tasche. Im gleichen Augenblick ließ die Teufelstochter den Arm fallen.

Destero schlug zu!

Plötzlich zuckte Myxin zusammen. Seine Augen weiteten sich, und

so etwas wie Hektik zeichnete sein Gesicht.

Kara hatte sich bewegt. Ein kaum zu sehendes Flattern der Augenlider nur, aber er hatte sich nicht getäuscht. Der Geist des Mädchens war von der langen Reise wieder in den Körper zurückgekehrt.

Myxin streckte seine Arme aus und legte beide Handflächen gegen ihr schmales Gesicht. »Wach auf«, flüsterte er. »Wach auf...«

Und Kara öffnete die Augen. Sie schaute in Myxins Gesicht, ein Lächeln glitt über ihre Lippen, und auch Erschrecken las der Magier plötzlich in ihren Augen.

»Was ist?« fragte er.

Sie setzte sich auf, hob die schmalen Schultern, gab aber keine Antwort.

»Hast du etwas gesehen?« wollte Myxin wissen.

»Ja.«

»Und?«

»John Sinclair. Ich... ich habe ihm geholfen. Er befand sich schon in der dritten Kammer. Aber dann konnte ich nicht mehr bleiben. Die Magie der Asmodina wurde zu stark. Ich musste fliehen, mich zurückziehen, einfach weg...«

»Und John?«

»Er... er hat die Kammer durchquert. Destero wartete schon. Er wird ihm eine Falle gestellt haben...«

»Dann müssen wir etwas tun«, flüsterte der Magier.

»Wie?«

»Die Steine. Sie sind magisch aufgeladen. Holen wir ihn zurück, bevor er stirbt. Ich fühle es, Kara, er befindet sich in Lebensgefahr. Glaub mir...«

»Ja, du hast recht. Wir dürfen John Sinclair jetzt nicht im Stich lassen. Komm...« Und Myxin folgte ihr willig.

Ich vernahm den Befehl der Teufelstochter und wusste, dass es jetzt auf jede Sekunde ankam. Ich riss den Stab hervor und schrie ein Wort.

»Topar!«

Meine Stimme überschlug sich fast dabei. Ich hoffte nur, dass das Schwert nicht schneller war, und als ich gerufen hatte und eine Sekunde vergangen war, da wusste ich, dass ich es geschafft hatte.

Ich rollte mich vom Richtstein.

Der Dämonenhenker hatte nicht mehr zuschlagen können. Auf halbem Wege war sein Schwert buchstäblich in der Luft stehen geblieben, und er selbst schien eingefroren zu sein. Wie eine Statue stand er da. Ebenso wie Asmodina und der Spuk und auch die vier Horror-Reiter.

Sie waren erstarrt, geschockt, ich konnte fliehen, obwohl ich jetzt gern alle ausgeschaltet hätte. Aber etwas Zeit nahm ich mir noch. Ich versuchte, Destero das Schwert aus den Fäusten zu reißen, es gelang mir nicht. Die Waffe schien mit seinen Händen verwachsen zu sein.

Dann wurde es Zeit. Ich rannte weg. Irgendwohin, denn ich suchte ein Versteck, in dem ich mich verbergen konnte.

Mir war natürlich klar, dass ich auf die Dauer der Verlierer sein würde, den anderen standen Mittel und Wege zur Verfügung, die ich nicht einmal ahnte.

Nach einigen Schritten warf ich einen Blick über die Schulter. Da genau lief die Zeitspanne ab. Das Schwert raste nach unten und traf nur den Stein.

Eine Funkenkette wurde hochgeschleudert, und ich hörte den wilden, enttäuschten Schrei des Dämonenhenkers, der sich um die Früchte seiner Bluternte betrogen sah.

Ich aber rannte weiter, denn nun würden sie mich verfolgen, antreiben und schließlich einkesseln, bis ich irgendwann völlig erledigt aufgeben musste.

Es kam anders.

Ich sah den Stein genau vor mir. Und er leuchtete noch intensiver als zuvor. Dabei merkte ich die magische Kraft, die von ihm ausging und mich regelrecht einfing.

Ich selbst bekam meinen Körper nicht mehr unter Kontrolle, wurde auf den Stein zugerissen und verschmolz in seiner magischen Glut, noch bevor meine Verfolger mich erreichten.

Und wieder einmal ging für mich die Welt in einem furiosen Wirbel unter...

»Ein Mann kehrt aus den Dimensionen des Schreckens zurück, ohne getötet worden zu sein«, hörte ich eine mir wohlbekannte Stimme, als ich die Augen aufschlug.

Myxin lächelte mich an. Neben ihm stand Kara. Auch sie lächelte. Auf beiden Gesichtern sah ich die Erleichterung darüber, dass ich noch am Leben war. Instinktiv fühlte ich nach meinem Hals. Alles klar.

Ich grinste schief. »Wo bin ich eigentlich hier?«

»Bei den flammenden Steinen. Wir haben dich wieder zurückgeholt, John.«

»Das war gerade zur rechten Zeit. Ich bin zwar Destero von der Schwertklinge gesprungen, aber sie hätten mich doch noch geschafft, das glaube ich ganz bestimmt.«

»Deshalb ja unsere Bemühungen.«

Ich dankte den beiden. Mein Blick blieb auf Kara haften. Sie sah erschöpft aus. »Als ich auf der Streckbank lag, hatte ich das Gefühl, einem Geist zu begegnen. Du weißt nicht zufällig, wer dieser Geist gewesen sein könnte?«

»Nein.«

»Dann war es wohl doch der Heilige Geist«, sinnierte ich und atmete die frische Luft.

Dass Myxin und Kara sich ein Auge zukniffen, sah ich wohl, aber ich nahm es nicht zur Kenntnis. Man sollte den beiden ihr kleines Geheimnis ruhig lassen...

ENDE

[1] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 002 »Der goldene Buddha«